**Originalfassung ungekürzt zu**:

Gabriel 2

3. Dissens um den Bau der Kreuzkirche in Hirschegg

Am 19. Juli 1950 schickte Lydia Schröder einen ihrer gelegentlichen persönlichen Berichte an Kreisdekan Daumiller nach München. Er hatte ihren letzten Arbeitsbericht im August 1949 gelesen und sich „über Ihre Wirksamkeit … sehr gefreut. Es ist mir eine Beruhigung, unsere Arbeit im Walsertal in so guten Händen zu wissen“, hatte er ihr geantwortet.[[1]](#footnote-1)

Auch jetzt habe sich bei ihrer Arbeit im Walsertal „nichts gegenüber den Vorjahren geändert“, wie sie ihm nun eingangs schrieb.[[2]](#footnote-2) Aber was „Herrn Pfarrer Gabriel und mich und unsere Gemeinde zur Zeit ganz stark beschäftigt, ist der Plan und die Notwendigkeit, ein eigenes Zentrum für unsere Arbeit hier im Tal zu bekommen“. Es werde für ihre Gemeinde eine große Stärkung bedeuten, wenn sie in einem Raum allsonntäglich zusammenkommen könnte, erläuterte sie. Überdies brauche man einen kleineren Raum, der von dem großen Gottesdienstraum abtrennbar sei, für Jugend- und Bibelstunden, für Mütterabende, für die Konfirmanden, für die Kurgemeinde, für all jene Aufgabenbereiche eben, denen sie seit Jahren nachkam.

Aber auch, da „in Österreich eine sehr starke konfessionelle Arbeit der katholischen Kirche begonnen hat, würde ein eigenes kleines Gotteshaus das Gemeindebewußtsein und die Glaubensfreudigkeit stärken“, war Lydia Schröder sich sicher. Seit Mai 1949 sammle daher ein sehr aktiver Kirchbauverein in der Gemeinde Mittel, veranstalte Gemeindeabende, verkaufe Bausteine an die Gäste und von Jugendlichen mit gepressten Alpenblumen verzierte Lesezeichen.[[3]](#footnote-3) Lydia Schröder stand wie immer im Mittelpunkt dieses guten Beginnens, wirkte von Anfang an mit aller ihr eigenen Energie auf das gemeinsame große Ziel hin. Aufgrund von Ratschlägen eines Amtsbruders hatte sie sogar den Plan gefasst, einen Film über das Walsertal und seine Kirche herstellen zu lassen, um Mittel einzuwerben. Das war ein damals überaus ungewöhnliches und so gänzlich neues Vorhaben, dass Lydia Schröder, „bevor ich mit einer solchen Arbeit intensiv beginne“, brieflich darüber eine Abstimmung mit Daumiller suchte. Dessen Reaktion fiel eindeutig negativ aus. „Die Sache ist, wie ich jetzt gemerkt habe, viel schwieriger, als der Nichtfachmann es sich träumen läßt“, warnte Daumiller nur zwei Tage später.

Ein ganzes Jahr später, am 20. September 1950 fand Lydia Schröder zu ihrer Überraschung bei ihrer Rückkehr nach einem längeren Aufenthalt in Rom einen Brief des Landeskirchenrats vor. Er setzte sie darüber in Kenntnis, dass man in München plane, ihr hauptamtlich neue Aufgaben in einer Dauerstellung zu übertragen, etwa in der Jugendarbeit oder im Religionsunterricht an höheren Schulen. Das kam für Lydia Schröder wenig erfreulich. Erst kürzlich hatte doch Kornacher zum Verbleib Lydia Schröders im Walsertal geraten. Daumiller hatte dessen Stellungnahme an den Landeskirchenrat weitergeleitet mit der Bemerkung: „Ich stimme dem Urteil des Dekans bei. Fräulein Schröder wird am besten im Walsertal belassen“.[[4]](#footnote-4) Auf eine Rückfrage des Landeskirchenrats dazu hatte Kornacher auch schon darauf hingewiesen, als Asthmatikerin habe sie immer darum gebeten, im Walsertal bleiben zu dürfen. Seines Wissens „wünscht sie auch jetzt nicht versetzt zu werden“.

Nur wenige Tage später schickte auch Lydia Schröder dem Landeskirchenrat eine Absage. Sie nannte als Hauptgrund, dass ihre kleine und junge Diasporagemeinde nach der massenhaften Zu- und Abwanderung der Evakuierten erst jetzt im Aufbau begriffen, ein Wechsel in der Seelsorge daher absolut nicht hilfreich sei. Überdies wirke man ganz intensiv auf den Bau eines Gemeindezentrums hin, habe dafür schon Verbindungen im In- und Ausland geknüpft. Erst in zweiter Linie begründete sie ihre Bitte, „mich vorläufig hier im Kl. Walsertal zu belassen“, mit ihrer Gesundheit und flocht die Frage an, „ob nicht die Arbeit im Kl. Walsertal zur Einrichtung einer ständigen Vikarinnenstelle sich eignete“.[[5]](#footnote-5) Letzteres, schrieb sie an anderer Stelle, sei ihr nicht „das Wesentlichste“, sondern „daß man mich hier weiter meinen Dienst tun läßt, im Blick auf Gemeinde, Kirchbau und auch das Verhältnis zur einheimischen Bevölkerung und den Behörden“.[[6]](#footnote-6)

Im Landeskirchenrat hatte man zwar Verständnis für diese Argumente, doch wogen sie nach dortiger Auffassung nicht so schwer wie die eigenen Prinzipien. Man hielt aus diesen grundsätzlichen Erwägungen heraus ganz entschieden an dem Versetzungsvorhaben fest, fand sich jedoch bereit, es momentan zurückzustellen. In einer kurzen Notiz an Kornacher erklärte der für die Vikarinnen zuständige Referent des Landeskirchenrates Oberkirchenrat Wilhelm Ferdinand Schmidt[[7]](#footnote-7) am 8. November 1950, wir „haben Bedenken dagegen, daß die kirchliche Versorgung des Walsertals auf die Dauer von einer Vikarin durchgeführt wird. Es handelt sich … um eine volle Gemeindearbeit, die grundsätzlich der Vikarin nicht zusteht“. Man behalte sich vor, „zu gegebener Zeit den Dienst einer männlichen Kraft zu übertragen“.[[8]](#footnote-8) Das war nichts anderes als die gleiche Argumentation, an der ein knappes Jahrzehnt zuvor schon Oberkirchenrat Breits Initiative gescheitert war.[[9]](#footnote-9)

Lydia Schröder selbst erfuhr von diesem, ihren eigenen Anliegen, Bitten und Bedürfnissen entgegenstehenden Sachstand eher zufällig erst Monate später. Während einer Pfarrkonferenz im März 1951 bemerkte Dekan Kornacher nebenher, „daß er in der Diasporaarbeit keine Frauenzimmer brauchen könne“. Damit war das heikle Thema unverhofft angesprochen. Kornacher wies den Oberstdorfer Pfarrer Gabriel denn auch gleich an, sofort ein Vikariat für das Walsertal zu beantragen. Wenn jetzt eine Kirche dorthin käme, so Kornachers Begründung, dann müsse ein selbständiges Vikariat errichtet werden und das, damit wandte er sich an Lydia Schröder, „bekommen Sie auf gar keinen Fall. Da muß dann ein Mann her“.[[10]](#footnote-10)

So etwas hatte Lydia Schröder absolut nicht erwartet. Es tue ihr weh, vertraute sie der ihr befreundeten Amberger Pfarrvikarin Liesel Bruckner an „nun einfach so beiseite geschoben zu werden, und dann in dieser Form“. Sie fühle sich „einigermaßen geschlagen“, ließ ihrer Trauer und Enttäuschung, ja Bitterkeit in diesem Brief freien Lauf. „Seit Monaten setze ich … alle Kraft und Zeit daran, für den Kirchbau zu werben, zu sammeln, zu schreiben und zu arbeiten. Ich habe kaum mehr Zeit für ein Privatleben,“ habe die „ganze Verwandtschaft und Freundschaft alarmiert, die sich z.T. ganz rührend helfend einsetzen“. Und nun, wo die Dinge endlich ins Rollen kommen, was „ja lediglich auf meine immer wiederholten Bitten und Schilderungen unserer Notstände“ zurückgehe, da heiße es: „Jetzt mußt du aber gehen. Jetzt brauchen wir einen Mann“.[[11]](#footnote-11) Vor derartigen Empfindungen schreckte sie gleich wieder zurück, weil „diese rein menschliche Reaktion wirklich nicht die wesentliche ist. Ich habe ja meine Arbeit hier nicht um Anerkennung oder Lohn oder dergl. getan, sondern wirklich immer nur in der dankbaren Freude, daß ich sie tun durfte.“ Und, fügte sie hinzu, „so will ich sie auch bis zum Schluß tun“.

Das stellte sie sofort unter Beweis, als kurz darauf ein schwieriges Gespräch mit Pfarrer Gabriel anstand. Maßgeblich für dessen Verhältnis zu Lydia Schröder war für ihn vom ersten Tag seines Dienstbeginns an die Weisung Kornachers vom Herbst 1943, damals noch an Heller gerichtet, „das Tun und Treiben dieser Vikarin genau im Auge behalten und kontrollieren zu wollen sowie auf jeden Fall die Oberaufsicht über die Seelsorge und den Unterricht im Walsertal behalten und mir von Zeit zu Zeit berichten zu wollen“.[[12]](#footnote-12)

Von einer strikten Durchführung dieses Auftrags konnte in den Kriegsjahren schon aufgrund der Zeitumstände, nicht minder aber wegen der konzilianten Einstellung der zuständigen Pfarrer Friederich und Heller keine Rede sein. Aber Ton und Inhalt dieser dienstlichen Anweisung Kornachers - in einer anderen Zeit, unter sehr anderen Verhältnissen entstanden und an einen Vorgänger im Amt gerichtet - kamen Gabriels Denken und Handeln in nahezu vollendeter Weise entgegen. Sie traf sich mit seinen Standpunkten wie charakteristischen Wesenszügen und entsprach ihm auch deswegen so sehr, weil er überzeugt war, jede sich stellende Aufgabe persönlich und damit selbst erledigen zu müssen.

Nun war ihm das im Walsertal der Nachkriegszeit aufgrund der fortdauernd schwierigen politischen Umstände aber vorerst nicht möglich. Vielmehr musste gerade er, der als entschiedener Gegner der Frauenordination galt, jahrelang tatenlos zusehen, wie dort in seinem Zuständigkeitsbereich jemand anders - zu Gabriels tiefstem Verdruß ausgerechnet eine Frau - kaum kontrollierbar aber ungemein verdienstvoll schaltete und waltete. Diese Konstellation muß für ihn nach und nach eskalierend schwere Spannungen verursacht haben, je länger diese aus seiner Sicht höchst unbefriedigende Situation fortdauerte. Als die einsetzende Normalisierung der politischen Lage auch im Walsertal wieder Handlungsspielräume schuf, sollte er dort unverzüglich daran gehen, zu Lasten Lydia Schröders eine Neuordnung der Verhältnisse herbeizuführen, deren unerbittliche Härte aus heutiger Sicht nicht zu verstehen ist.

Für diesen Schritt gab es zwei triftige Gründe: die Gabriels Auffassung nach unbefriedigende Konstellation im Walsertal einerseits und seine ausgeprägte Abneigung gegenüber der Frauenordination andererseits. Ihretwegen war er schon von Anfang an nicht bereit, es bei der Konzilianz seiner Vorgänger zu belassen. Mancher, wohl die Mehrheit der damaligen bayerischen Pfarrer hätte ihm zugestimmt, die Dinge vom Prinzip her nicht anders gestaltet wie er. Denn es lag in der Natur der Umstände, dass Lydia Schröder im Walsertal zwar kaum jemals, aber in wenigen Notfällen eben doch gemeindeleitende Pflichten zu erfüllen gehabt hatte und zukünftig weiterhin zu erfüllen haben könnte.

Das aber stand einer Frau nach damaliger Auffassung nicht zu, schon gar nicht in den Augen Gabriels, der die in Bayern herrschenden, von Tradition und Herkommen geprägten patriarchalischen Überzeugungen ganz und gar vertrat. Danach entsprach es seit Jahrhunderten Brauch und Herkommen, dass die Kirche für Frauen nur in seltensten Ausnahmefällen, und wenn tatsächlich einmal, dann stets nachgeordnete, niemals aber leitende Funktionen kannte. So war es seit Menschengedenken. So wollte es die Tradition, galt es als Dogma, war es in den Anschauungen von Kirche und Gesellschaft fest verankert.

Öffentliche Aufgaben wie Predigt, Seelsorge oder Gemeindeleitung standen ausschliesslich Pfarrern zu. Daran hielt man sich gerade in der bayerischen Landeskirche strikt und nichts weniger als das erwartete Kirchenpräsident Veit. Leitende Aufgaben in der Kirche gingen über die Kräfte der Frauen hinaus, dessen war er sich sicher, weil sie ihrer Art fremd seien. Sein Nachfolger Landesbischof Meiser teilte diesen Standpunkt, blieb bei der konsequenten Ablehnung der Frauenordination, führte dafür aber anders als Veit ein neues Motiv, nämlich „grundsätzliche vom Evangelium herkommende Bedenken“ an.[[13]](#footnote-13)

Nur, Grundsätze wie jene der bayerischen Landeskirche besaßen in anderen Landeskirchen des Reichs, ja nicht einmal in Bayern selbst noch allgemeine Gültigkeit. Sie waren seit Beginn des 20. Jahrhunderts als nicht mehr zeitgemäß zunehmend umstritten. Auch in Bayern hatten sie seit der Mitte der zwanziger Jahre und später immer dringlicher in Frage gestanden, als erste studierte und voll ausgebildete Theologinnen ihrer Ausbildung gemäße Tätigkeiten in der Kirche suchten. Gerade mit dieser Entwicklung tat sich die bayerische Landeskirche außerordentlich schwer. Sie stellte anfangs sogar darauf ab, die Tätigkeit von Frauen im geistlichen Amt möglichst ganz zu unterbinden. Sie wirkte entmutigend auf Studentinnen ein, die ein Theologiestudium erwogen, verweigerte ihnen die Teilnahme an theologischen Examina sowie jede kirchliche Anstellung und musste nach Jahrzehnten vergeblichen Mühens doch erkennen, dass sie damit den falschen Weg eingeschlagen hatte.

Die Folgen waren verhängnisvoll, nicht nur für die abgewiesenen und tief enttäuschten Frauen. Denn nun bedurfte es in Bayern vieler Jahre heftigen Ringens, um aus dieser Sackgasse wieder herauszufinden. Es gab dabei frustrierende Rückschläge und mühselig erkämpfte Fortschritte, auch immer neue Lösungsansätze, 1944 beispielsweise, als im Vikarinnengesetz eine erste, wenn auch langfristig keineswegs überzeugende Regelung des Problems vorlag.[[14]](#footnote-14)

Tatsächlich stand die Frage der Frauenordination in der evangelischen Kirche reichsweit jahrzehntelang drängend im Raum, bedurfte umso dringender einer Antwort, je weiter Entscheidungen darüber hinausgeschoben wurden. Zwar hatte der Göttinger Privatdozent Otto 1903 vorgeschlagen, Frauen verantwortlich und als ebenbürtige Mitwirkende in manchen Bereichen des geistlichen Amtes einzusetzen, in der Frauenseelsorge beispielsweise, in Jugend- und Fürsorgearbeit, in Bibelstunden, Kindergottesdienst und anderwärts.[[15]](#footnote-15) Aber als sich dem während des Dresdener Kirchentages 1919 die Forderung anschloß, Frauen zum Predigtamt zuzulassen, stießen solche Neuerungen auf entschiedene, fast empörte Ablehnung.[[16]](#footnote-16)

Damit blieb das Problem ungelöst. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach und Geistliche in wachsender Zahl eingezogen wurden, begann die Bekennende Kirche in der Not der Stunde jedoch, Vikarinnen wie Vikare gleichberechtigt in geistliche Ämter einzusetzen, schon um des Pfarrermangels Herr werden zu können. Bei dieser Gelegenheit wies ihr Präses Gerhard Jacobi Meiser gegenüber dessen vom Evangelium herkommende grundsätzliche Bedenken gegen die Frauenordination mit deutlichen Worten zurück: „Die Abwehr der Männer gegen die Verkündigung des Evangeliums durch Frauen“, hob Jacobi pointierend hervor, „kommt m.E. noch aus der naturhaften Höherbewertung des Mannes, in der sich der Mann gefällt. Diese hat nun wirklich nichts mit Christentum zu tun“.[[17]](#footnote-17)

Das Problem selbst blieb trotz derart klarer Bekundungen weiterhin umstritten und in keiner Weise gelöst, weder in den Kriegs- noch in den Nachkriegsjahren. Es gab entschlossene Befürworter der Frauenordination wie Präses Jacobi oder den Bischof von Lübeck Heinrich Meyer, ebenso aber überzeugte Gegner, gerade in Bayern, wo die aufeinanderfolgenden Landesbischöfe Meiser und Dietzfelbinger sich in ihrer Ablehnung einig wußten. Daher musste bis weit über die Nachkriegszeit hinaus vollkommen offen bleiben, in welche Richtung die zukünftige Entwicklung gehen, ob es Frauen im geistlichen Amt geben werde oder nicht.

Sinnvollerweise wäre es bei der großen Tragweite des Problems und seiner hohen Sensibilität Sache der leitenden Gremien der Kirche gewesen, in der Frage der Frauenordination eine Entscheidung zu treffen. Inzwischen aber hatte diese Diskussion in Bayern mit Beginn der sechziger Jahre schon weite Kreise erfasst, beschäftigte die Führungsebenen der Kirche ebenso wie nachgeordnete Instanzen und in zunehmendem Maße auch die Öffentlichkeit.

Dabei kam ans Licht, wie erschreckend weit die Meinungen zur Frage der Frauenordination auseinandergingen und wie tief sie reichten. Kontroversen zwischen Anhängern und Gegnern polarisierten, traten jetzt unverhüllt an den Tag, konnten, je weiter die Entwicklung fortschritt, sogar zu schrillen Gegensätzen und heftigen Differenzen führen.[[18]](#footnote-18) Wissenschaftliche Diskussionen wie auch Medien nahmen sich mit kritischen Berichten des Themas an. Man widmete ihm eigene Vereine oder Arbeitskreise, von denen aus die Gegner der Frauenordination ihre Ablehnung mit allen möglichen Argumenten und auf allen politischen und gesellschaftlichen Ebenen, zum Teil mit hohem Druck und krassen Formulierungen vortrugen. Manche unter ihnen verstanden ihre heftige Ablehnung der Frauenordination - in Analogie zum Kampf der Bekennenden Kirche gegen die Deutschen Christen im Nationalsozialismus - sogar als Bekenntniskampf. Sie fürchteten durch die Frauenordination eine Abweichung von Bibel und Bekenntnis und die Politisierung der Kirche, verfassten Notrufe aus „tiefster Sorge um den Bestand der Kirche Christi“, hielten in einer Unterschriftenaktion fest, die Ordination von Frauen „widerspreche Schrift und Bekenntnis und sei daher eine Häresie“.[[19]](#footnote-19)

Solche Überzeugungen müssen gut anderthalb Jahrzehnte früher schon Gabriel als entschiedenen Gegner der Frauenordination bei der Regelung der Verhältnisse im Walsertal geleitet haben. Sie lagen dem Verhältnis zwischen Lydia Schröder und Gabriel als Gesamtkonstellation zugrunde. Damit prallten im Walsertal zwei Welten aufeinander. So hatte Lydia Schröder in der lebensnahen Realität des Tals längst einige jener gemeindeleitenden Tätigkeiten wahrzunehmen, die Frauen nach der in der Landeskirche herrschenden Meinung nicht zustanden.

Es war tatsächlich eine ganz und gar außerordentliche, obendrein noch ungemein lebens- wie realitätsnahe Situation, die im Walsertal in den Kriegsjahren durch den Gang der dortigen Entwicklung herangewachsen war. Oft hatte sie sich aus den konkreten Zwängen des Alltags oder aus Notlagen heraus geradezu aufgedrängt. Nirgends sonst im Bereich der Landeskirche hatte eine Vikarin bisher eine derart selbständige Position innegehabt, wie sie Lydia Schröder zuwuchs, nirgends in diesem Maße Entscheidungen treffen können und umsetzen müssen wie sie. Ihre Stellung im Walsertal trug tatsächlich singuläre Züge, das Maß ihrer Unabhängigkeit war einmalig, ihr Entscheidungsspielraum ohne Parallele.

Diese Verhältnisse im Walsertal waren ohne Beispiel, waren ihrer Zeit weit voraus, kamen damals schon jener Ordnung nahe, die die Landeskirche erst nach langen Kämpfen und ein ganzes Vierteljahrhundert später ihren Vikarinnen einzuräumen bereit war. Die Welt Lydia Schröders im Walsertal hätte in ihrer tatsächlichen, damals leider nicht erkannten Fortschrittlichkeit dem Weg der bayerischen Landeskirche in die Zukunft als Richtschnur dienen können. Breit, Friederich und Heller hatten mit dieser ganz ungewöhnlichen Situation umzugehen gewusst. Sie hatten sie unter dem Zwang der Kriegsverhältnisse um einer geregelten Seelsorge im Walsertal willen selbst mit herbeigeführt, hatten ihre unbedingte Notwendigkeit erkannt und akzeptiert, ihre Stärken gesehen und sich ihrer bedient.

Gabriel dagegen sah von Anfang an die mit ihr verbundenen Gefahren. Für ihn konnte sie nur Probleme verursachen, schon weil sie seiner kontrollierenden Aufsicht im Wege stand und damit seinen nimmermüden Argwohn weckte. Dass Lydia Schröder sich hier und da an der Grenze des kirchenrechtlich Zulässigen bewegen musste, machte die Sache für ihn vollends untragbar. Hinzu kam noch, dass er die Auffassung vertrat, Jahre nach Kriegsende müsse eine hauptsächlich kriegsbedingt entstandene außerordentliche Situation ein Ende finden, müssten die Dinge auf ein Normalmaß zurückgeführt werden. Das lag bei seiner von Tradition und Herkommen geprägten Lebenseinstellung umso näher, als er sich Neuerungen gegenüber wenig aufgeschlossen zeigte, lieber an Recht und Gesetz, Ordnung und Konvention festhielt, diese hartnäckig in manchmal harscher Art und Weise verteidigte und überdies gewohnt war und den Anspruch erhob, sich durchzusetzen.

Allerdings übersah er, wollte vielleicht nicht einmal gelten lassen, dass Lydia Schröder um ihrer Seelsorgepflichten und Aufgaben im Walsertal willen nicht anders konnte. Und wichtiger noch, dass sie der Überzeugung war, von ihrem Schöpfer ins Tal gerufen worden zu sein, dort einen Auftrag erhalten zu haben und erfüllen zu müssen. Sie wusste sich auf Gottes Pfaden unterwegs. Welcher Rechtfertigung hätte es darüber hinaus noch bedurft? Das verlieh ihr die erstaunliche Kraft und Ausdauer, mit der sie alle sich im Walsertal stellenden Aufgaben viele Jahre lang zuverlässig erfüllte.

„Als ich die Verantwortung für das Walsertal übernahm“, klagte dagegen Gabriel dem Landeskirchenrat, „fand ich bereits den Tatbestand vor, daß Vikarin Schröder, entgegen dem Vikarinnengesetz, an Sonntagen öffentliche Gottesdienste hielt, die als ‚Andachten‘ bezeichnet wurden“. Sie habe dabei die Kanzel benutzt, bei anderer Gelegenheit vor einer „großen Jungmännergemeinde“ gesprochen, wo nach Gabriels Überzeugung „das Amtieren einer Pfarrvikarin nicht gerade die bestmöglichste Lösung darstellen“ dürfte. Dazu kam zu seiner Entrüstung noch, dass „nach dem Vikarinnengesetz nicht einmal die öffentliche Wortverkündigung in Gottesdiensten vor Männern zulässig ist“.[[20]](#footnote-20)

Das ganze Geschehen im Walsertal lief Gabriels Anschauungen diametral zuwider, konnte ihn in seiner Abneigung gegen Frauen im geistlichen Amt nur bestärken. Er neigte daher entschieden zu strikter Aufsicht, zu strenger Reglementierung und verfolgte die Entwicklungen im Tal, je länger sie sich aufgrund der Umstände seiner Kontrolle entzogen, mit wachsendem Argwohn und schliesslich abgrundtiefem Misstrauen. Dazu kam noch, dass es in der dortigen Gemeinde eine kleine Gruppe Oppositioneller gab, die sich aus persönlichen Gründen Gabriel schon im Moment seines Amtsantritts angeschlossen hatte und ihrer Vikarin wegen einzelner früherer Vorkommnisse mit Zurückhaltung begegnete. Von diesem Kreis scheint er, da er selbst nur selten ins Tal kommen konnte, Informationen aus dessen Sicht bezogen zu haben, die nicht zur Entspannung der Lage beigetragen haben werden.

Nach Lydia Schröders Verständnis dagegen hatte die Rechtsposition des Oberstdorfer Pfarrers niemals in Frage gestanden. Als jahrelang einzige, mit den Verhältnissen im Walsertal vertraute Beauftragte ihrer Kirche hatte sie sich der daraus erwachsenen Verantwortung wie auch den daraus entstehenden Aufgaben weder entziehen können oder wollen. Es erwies sich auch immer wieder als ebenso dringend notwendig wie gut, dass sie aktiv die Initiative ergriff, wo die Situation es erforderte und handelte, soweit sie es glaubte, verantworten zu können.

Für Gabriel dagegen gehörte es vor dem Hintergrund der Weisung Kornachers wie der momentanen Verhältnisse im Tal zu den unabdingbaren Notwendigkeiten, die dort vermeintlich gefährdeten Rechte des Ortsgeistlichen - und das hieß letzten Endes seine eigene Position - zu wahren oder wiederherzustellen. Besorgnis darüber, dass die Regeln des Vikarinnengesetzes im Walsertal nicht beachtet werden könnten, spielte für ihn dagegen erst in zweiter Linie, hauptsächlich zur Förderung seiner Neuordnungsziele, eine Rolle. Generell neigte er dazu, impulsiv auf starke Worte und drastische Maßnahmen zurückzugreifen, und das nicht nur in Spannungsmomenten. Sie wirkten wie Demonstrationen, hatten die aus Gabriels Sicht gefährdeten Machtverhältnisse Lydia Schröder gegenüber ein ums andere Mal überdeutlich zu betonen, weil er in jedem einzelnen Fall ihre als Frau nachgeordnete Rolle unterstreichen zu müssen glaubte.

All das führte nach und nach zu Verhältnissen, die sachlich nicht zu rechtfertigen waren. So schloß er Lydia Schröder mit ganz seltenen Ausnahmen von den Sitzungen des Kirchenvorstands aus, obgleich sie rechtlich zu diesem Kreis gehörte und mehrfach um eine Einladung gebeten hatte. Ein schweres Ärgernis war ihr, wenn es dabei um Angelegenheiten des Tals ging und sie keinerlei Einfluß auf deren Gestaltung ausüben konnte.

Im täglichen Umgang achtete Gabriel sie nicht sonderlich, schnitt ihr in Anwesenheit Dritter das Wort ab, verhinderte ihre Rede, mutete ihr sogar zu, seinen Rucksack zu tragen, weil das Rucksacktragen in der Öffentlichkeit sich nicht mit seiner Würde als Geistlicher vertrage. Lydia Schröder ertrug es, seufzte gelegentlich, so im Frühjahr 1951, über „die Angelegenheit mit meinem Oberstdorfer Amtsbruder, die mich wirklich sehr belastet“.

Auch machte Gabriel von der Möglichkeit Gebrauch, sie gegenüber Anderen wirtschaftlich zu benachteiligen. Das unterstrich die Nachrangigkeit ihrer Aufgaben wie Ämter in der Christusgemeinde, die er auch dem Landeskirchenrat gegenüber betont zu haben scheint. Infolgedessen entstanden in München unzutreffende Eindrücke über Lydia Schröders Wirken.[[21]](#footnote-21) Sie habe „sich immer reichlich Arbeit gesucht. Allerdings ist sie dabei kleinen und kleinsten Gruppen nachgegangen und hat auch Einzelkonfirmandenunterricht für Heimkinder gehalten“, hieß es jetzt in München. „Man versteht es, daß sich Pfarrer Gabriel anbietet, den Dienst ohne Vikarin in Ordnung zu halten“.[[22]](#footnote-22) Dieser Vorschlag Gabriels ging weit an den Realitäten vorbei, war er doch schon mit seinen Pflichten in Oberstdorf derart beansprucht, dass er nur selten ins Walsertal kam, Dienstpflichten dort hastig beendete, kaum zu sprechen war und so rasch wie möglich wieder abfuhr. Aber seine Entschlossenheit, die Verhältnisse im Walsertal neu zu ordnen und sich dabei jedenfalls von Lydia Schröder zu trennen, und sei es um den Preis einer geregelten Seelsorge im Walsertal, fand hier beredten Ausdruck.

Seit die Festigung der protestantischen Gemeinde im Walsertal Fortschritte machte, sich 1949 mit der Gründung eines Kirchbauvereins abzuzeichnen begann, dass es um ein Gemeindezentrum oder gar eine eigene Kirche gehen könnte, sah Gabriel die Zeit gekommen, die Zügel energisch anzuziehen. Seine Haltung Lydia Schröder gegenüber begann sich spürbar zu verhärten. So deutete er ihr eine baldige Beendigung ihres Dienstes im Walsertal an und schwärmte pointierend von der grossartigen Arbeitserleichterung, wenn erst ein ordinierter Vikar statt ihrer im Tal wirke. Auch sparte er jetzt nicht mehr mit Kritik an ihrer Amtsführung und besonders an ihren Andachten. Er verbot ihr die Verwendung zentraler liturgischer Texte oder das Anzünden von Kerzen auf dem Altar und klagte dem Landeskirchenrat gegenüber, dass Lydia Schröder all seine Bemühungen als Pfarramtsleiter nicht respektiere.[[23]](#footnote-23)

Dabei versuchte Lydia Schröder, die zwischen ihr und Gabriel anwachsenden Meinungsverschiedenheiten mit viel Geduld auszuräumen. Sie habe bisher nicht gemerkt, schrieb sie ihm am 15. März 1951, „daß Ihnen die Andachten, die ich hielt, irgendwie in ihrer Form ein Anstoß waren. Leider habe ich es versäumt, Ihnen eine Ordnung der Andacht gleich zu geben. Ich habe nie daran gedacht, und Sie hatten auch nie darnach gefragt“. Mir „waren diese äußeren Dinge nie so wichtig“, erläuterte sie. „Ich bin ganz bereit, mich in all den Dingen äußerer Ordnung zu fügen“, setzte sie hinzu, denn es „liegt uns beiden doch nur daran, daß auch hier im Walsertal Christus verkündigt wird.“[[24]](#footnote-24)

Ihr Versuch, ein auskömmliches Verhältnis mit Gabriel zu bewahren, lag offen zu Tage. Dabei hatte er gerade dieses schwierige Gespräch mit einem harten Affront gegen sie eröffnet. Aber sie wolle ihm nicht unrecht tun, schrieb sie am 16. März der Vertrauensvikarin Liesel Bruckner, wisse ja auch, daß er sehr unter Migräne leide, die Arbeit ihm zu viel werde und er augenblicklich wohl am Ende seiner Kräfte sei. „Ich will wirklich an all das mitdenken“, beteuerte sie, und „doch kann es so nicht gehen“.[[25]](#footnote-25)

In diesen kritischen Märztagen hielt Lydia Schröder sich an den Leitspruch, „sollten wir nicht, je kleinlicher der regierende Bruder ist, desto großzügiger sein? Und dabei anhalten im Gebet und Flehen, ob nicht auch ihm unser Herr hilft, daß ihm die Augen aufgetan werden und er ein wenig weiter zu denken lernt“.[[26]](#footnote-26) Das half ihr im Augenblick, zumal sich die Dinge momentan doch wieder positiv zu wenden schienen, die Kirchbaupläne mit der Genehmigung des Grundstückkaufs Gestalt annahmen und grössere Spenden zugesagt wurden. Auch hatte Heller sich wiederholt und mit solchem Nachdruck für sie eingesetzt, dass Kornacher nun wieder meinte, sie werde wohl doch mit dem Vikariat im Walsertal beauftragt.

Das Verhängnis ereilte Lydia Schröder wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Am 24. Juli 1951 – sie hatte den Mitgliedern des Kirchbauvereins in einem überaus zuversichtlichen Rundschreiben eben den Baubeginn für Herbst oder Frühjahr mitgeteilt – gelangte „der seit einigen Monaten latente Konflikt mit Gabriel zum offenen Ausbruch“, wie sie Liesel Bruckner sogleich fassungslos schrieb. Anlass dazu gab, dass Gabriel plötzlich vehement gegen das bisherige Konzept des geplanten Kirchenneubaues Stellung bezog, wie es ursprünglich von Lydia Schröder, dem Kirchbauverein und der Gemeinde einhellig vertreten worden war. Es sah - im Interesse einer sinnvollen Mehrfachnutzung der Kirche - eine Teilung des Innenraums durch eine Tür oder Wand in zwei unterschiedlich große Bereiche vor. Dadurch erhalte man einen großen, ausschließlich gottesdienstlichen, und einen kleineren, für Veranstaltungen verfügbaren Bereich, die je nach Bedarf miteinander verbunden oder einzeln für sich eingesetzt werden könnten.

Das entsprach ganz und gar den Bedürfnissen der Gemeinde. Einen kleineren Raum für Konfirmanden, Jugendgruppen oder Bibelstunden hatte Lydia Schröder seit Jahren schmerzlich vermisst. Der latent kalte, im Winter obendrein meist ungeheizte Betraum mit seinen Kirchenbänken entzog sich als schlichter Rechteckraum ohne Rückzugsmöglichkeit jeder nicht sakralen Verwendung. Veranstaltungen wie etwa Gemeindeabende, Vorträge, Mütterabende oder Konfirmandenunterricht waren dieses Mangels wegen im Walsertal früher oft nicht möglich oder fielen allzu häufig aus. Auch an den geplanten Ausbau der Gemeindearbeit war ohne eine passende Räumlichkeit nicht einmal zu denken.

Gabriel entschied sich trotz all dieser Argumente mit der Autorität des Pfarramtsleiters dennoch für einen ausschliesslich kultisch sakralen Raum und damit gegen das ursprüngliche Konzept des Kirchenbauvorstandes, Lydia Schröders und der Gemeinde. Er lehnte jede Trennung im Innenbereich grundsätzlich ab, weil sie aus der Kirche ein Gemeindehaus mache, wie er argumentierte, brachte das „aber erst jetzt in dieser Schärfe zum Ausdruck“, kritisierte Lydia Schröder sofort. Als er von ihr verlangte, dass sie seine Entscheidung respektiere und unterstütze, verweigerte sie sich ihm aus Gewissensgründen, erklärte ihm sogar, dass sie um ihrer Seelsorgeaufgaben im Tal willen alles zu tun verpflichtet sei, am ursprünglichen Konzept festzuhalten.

Damit „ist nun ein ganz offener Kampf zwischen uns entstanden, der leider nicht eine sachliche Angelegenheit bleibt, weil G. mit aller leidenschaftlichen persönlichen Kraft kämpft und jede grundsätzliche Aussprache über das, was hinter unseren beiden Kirchbauplänen steht, ablehnt, bzw. mir sofort ins Wort fällt und mich nicht sprechen läßt“, klagte Lydia Schröder im Juli 1951.[[27]](#footnote-27) An sich aber hätte seine überraschende Entscheidung keineswegs einen unüberwindlichen Gegensatz darstellen müssen. Kompromisslösungen waren durchaus vorstellbar, wurden im Oberstdorfer Kirchenvorstand auch angedacht. Doch die Differenzen, das trat jetzt mit Macht an den Tag, hatten sich inzwischen so stark vertieft, dass man nicht mehr zueinander finden sollte.

Lydia Schröder suchte dennoch eine Verständigung. Aber meine Besprechung mit Pfarrer Gabriel, so berichtete sie Heller wenige Tage später, „führte nicht zu einem Gespräch, sondern nur zu einer Auseinandersetzung. Es war nicht möglich, irgendwie vom Sachlichen und Grundsätzlichen her zu erklären, warum ich die Möglichkeit einer Trennung innerhalb des Kirchgebäudes für gut und möglich halte. Jeder Versuch einer sachlichen Erklärung meiner Meinung wurde abgeschnitten. Es war mir das schon arg, denn mir liegt wirklich an einem gegenseitigen Verstehen und einem guten Miteinander, auch jetzt.“[[28]](#footnote-28) Und doch kamen ihr nach dieser Auseinandersetzung erste Gedanken an eine Abberufung, wie sie Heller später anvertraute. „Ich habe eigentlich seit Juli des vergangenen Jahres mit einer solchen Möglichkeit der Abberufung gerechnet, als sich der Gegensatz zwischen Pfarrer Gabriel und mir so zuspitzte über unserer verschiedenen Auffassung dessen, was die Gemeinde in dem zu erbauenden Kirchlein nötig hat“.[[29]](#footnote-29)

Einer am 28. Juli einberufenen Kirchenvorstandssitzung in Oberstdorf, an der auch Lydia Schröder teilnehmen durfte, gelang es aufgrund des intensiven Einsatzes Bankdirektor Müllers, eine Kompromisslösung anzubahnen. Danach sollten die strittigen Fragen in einem sechsköpfigen Aussschuss geklärt werden. Dem Architekten, mit dieser Aufgabe war inzwischen Regierungsbaumeister Gustav Gsaenger (1900-1989) betraut worden, stellte man laut Protokoll dieser Sitzung anheim, „ob er den gewünschten Versammlungsraum im Soutterain oder auf dem Kirchenboden oder als vergrößerte Sakristei schaffen kann, damit allen Wünschen Genüge getan sei“.[[30]](#footnote-30) „Ziemlich getröstet“ fuhr Lydia Schröder danach im Glauben an eine doch noch geglückte Verständigung ins Tal zurück.

Nur wenige Tage darauf kam ans Licht, dass Gabriel sich nicht an diese Vereinbarung zu halten gedachte. Ein Grund, aber sicher nicht der einzige dafür war, dass der Kirchenvorstand sich „ziemlich einhellig“ für die Walsertaler Lösung, also für den Gemeinderaum und damit gegen das Konzept Gabriels ausgesprochen hatte. Das ging endgültig zu weit. Gabriel erschien jetzt plötzlich „mehrmals im Tal, verhandelte mit dem Bürgermeister, mit einem Gemeindeglied, das … sonst aber ganz außerhalb des Gemeindelebens steht“ und mit anderen Betroffenen. Das schlug sich innerhalb der Gemeinde sofort in der Bildung verschiedener Gruppen nieder, die einander ablehnend gegenüberzutreten begannen, was sich im Handumdrehen wiederum nicht nur auf die Kirchbaufrage beschränkte.[[31]](#footnote-31) Kein Wunder, dass Gabriel dem Landeskirchenrat wenig später klagte, das Walsertal sei das einzige Gebiet seines Pfarrbezirks, „in dem Gruppenbildungen und erhebliche Gegensätzlichkeiten festzustellen sind, und das mir immer wieder besondere Sorge bereitet“.[[32]](#footnote-32)

Über den Inhalt der Verhandlungen Gabriels im Tal verlautete nichts, doch brachten sie ihn seinem Ziel ein großes Stück näher, müssen für ihn Wasser auf seine Mühlen bedeutet haben. „Wiederholt“, konnte er jetzt Anfang 1954 dem Landeskirchenrat berichten, „haben Bürgermeister und maßgebliche katholische Bewohner des Tals einigen Gemeindegliedern und mir gegenüber ihre Verwunderung zum Ausdruck gebracht, daß die evangelische Kirche im Tal ausgerechnet eine Frau als geistliche Kraft verwende“. Der öffentliche Dienst der Vikarin in Gottesdiensten würde teils mit Anerkennung, teils mit Befremden von Kurgästen und Gemeindegliedern aufgenommen. Eine Vikarin befinde sich doch „der katholischen Bevölkerung und zahlreichen lauen evangelischen Christen im Tal gegenüber in einer ausgesprochen schwierigen Position“, legte Gabriel nach.[[33]](#footnote-33)

Die Folgen dieser problematischen Entwicklung traten am 22. November bei einer chaotisch verlaufenen Mitglieder- und Gemeindeversammlung des Kirchbauvereins im Walsertal erschreckend klar zu Tage. In diesem Moment hatte der Vereinsvorsitzende Wilhelm Rosenberger[[34]](#footnote-34) sein Amt wegen der schwierigen Zusammenarbeit mit Gabriel bereits zur Verfügung gestellt. Er habe, begründete er seinen Schritt in einem Schreiben an die Mitglieder, „die Überzeugung gewonnen, daß infolge des übersteigerten theologischen und persönlichen Führungsanspruchs von Pf. G. ein Nebeneinanderwirken in der selben kirchlichen Körperschaft mit ihm nicht möglich ist“.[[35]](#footnote-35)

Das war kein gutes Vorzeichen. Die Aussichten verschlechterten sich weiter, als Gabriel mit dem Vereinsvorstand kurz vor Sitzungsbeginn Neuregelungen aushandelte, die von den bisherigen Gepflogenheiten abwichen. Darüber wurden andere Sitzungsteilnehmer, unter ihnen Lydia Schröder aber nicht informiert, sodass sie bei den nachfolgenden Abstimmungen von unzutreffenden Voraussetzungen ausgingen oder gar nicht wissen konnten, worum es eigentlich handelte. Infolgedessen entstanden während der Sitzung zunächst Unklarheiten und nachfolgend Debatten, die wegen der undurchsichtigen Ausgangslage und dem ohnehin heiklen Thema Kirchenbau schließlich zu hitzigen Auseinandersetzungen gerieten, bei denen auch Lydia Schröder die Geduld verlor. Die Wahl eines Nachfolgers für Rosenberger fand unter diesen Umständen nur noch in einer von Gabriel maßgeblich beeinflussten Kampfabstimmung statt. Und bei der Frage, ob man die für die österreichischen Verhältnisse nicht ganz passenden Bedingungen des Landeskirchenrats für die Gewährung eines Kredits akzeptieren oder neu verhandeln wolle, wurde „in heftigster und unsachlichster Art“ gestritten.

Im Laufe dieser Auseinandersetzungen gelangte vielerlei zur Sprache, was im Walsertal in Sachen evangelische Gemeinde an Gerüchten und Ängsten, an Spekulationen, Behauptungen, Halbwissen oder Fehlinterpretationen in Umlauf war. Daran entzündeten sich auch alte Gegensätzlichkeiten aus Kriegszeiten und den vergangenen schweren Jahren. Der Lydia Schröder gegenüber aus persönlichen Gründen zurückhaltend gesinnte neue Vorsitzende Stingele hielt die Ergebnisse der Aussprache penibel fest, als er Rosenberger nach der Sitzung schriftlich erklärte, warum er „in der Jahresversammlung so entschieden an Pfarrer Gabriels Seite“ gestanden habe.

Sein Schreiben teilte die „Nichteinheit unserer Gemeinde“ in vier Gruppen, unter ihnen einen „Schröderkreis“. Es beklagte eine tiefe Zerrissenheit in der Gemeinde und belastete Lydia Schröder dadurch schwer, das er sämtliche gegen sie laut gewordenen Beschuldigungen festhielt. Unter anderem warf das Schreiben ihr vor, dass sie eine Abtrennung des Walsertals von der Landeskirche, also separatistische Strömungen betreibe oder unterstütze, einen Kries von Gleichgesinnten um sich versammelt habe, ihr Amt für eigene Interessen missbrauche und anderes. Auch verlieh es der Überzeugung Ausdruck, „daß Pf. Gabriel der treue Vorbereiter einer noch zu begründenden Gemeinde des Tales ist.“[[36]](#footnote-36)

Lydia Schröder bat Gabriel nach diesen dramatischen Vorkommnissen um des Ansehens ihres Amtes willen dringend um Unterstützung gegen solche Unterstellungen. Diese von Gabriel erhoffte und erbetene Hilfestellung aber blieb aus. Schon während der Sitzung hatte er gegen die dort laut gewordenen Anschuldigungen keinerlei Widerspruch angemeldet und auch jetzt erhob er keine Hand für Lydia Schröder. Stingele besitze sein volles Vertrauen, teilte er Lydia Schröder nach einem wenig überzeugenden Vermittlungsversuch mit, er könne und wolle nicht auf dessen Mitwirkung verzichten. Gabriel war offensichtlich überzeugt, mit diesem

Ergebnis der Sitzung einen weiteren Erfolg gegen Lydia Schröder erzielt, mit dieser Entscheidung die richtige Wahl getroffen, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben. Er habe sich „bemüht, die Dinge möglichst überall zu glätten und alles zum besten zu kehren“, beteuerte er anschließend dem Landeskirchenrat gegenüber.[[37]](#footnote-37)

„Darauf gab ich das Gespräch auf“ gestand Lydia Schröder am 13. Dezember Maria Weigle. So „bin ich der Verleumdung ziemlich wehrlos ausgesetzt, wenn ich die Verwirrung nicht vergrößern will durch dauernde Versuche der Klärung und Rechtfertigung“, setzte sie hinzu.[[38]](#footnote-38) Immerhin aber informierte sie Kornacher, wenn auch nur mündlich und mit der Bitte, nicht einzugreifen, weil das „einen ‚Rattenschwanz‘ von Verhören nach sich ziehen und die Gemeinde beunruhigen“ würde. Kornacher ging darauf ein, reagierte, fand Lydia Schröder, auf eine „wirklich verständnisvolle Art“, bestand aber darauf, dass Gabriel sie als Amtsträgerin der Kirche schützen müsse. Er will Gabriel dafür verantwortlich machen, schrieb sie Weigle, „daß von der betr. Seite alle Gegenarbeit gegen mich sofort aufzuhören habe“.[[39]](#footnote-39)

Das Gegenteil dessen trat nur wenige Tage später ein. Am 7. Januar 1952 verfasste Gabriel einen vierseitigen, mit Klagen über Lydia Schröder gespickten Bericht an den Landeskirchenrat. „Besondere Vorkommnisse und prinzipielle Erwägungen“, so hieß es einleitend darin, legten es ihm seit geraumer Zeit nahe, „über die Verhältnisse im Kleinen Walsertal und die geistliche Betreuung durch die Pfarrvikarin Schröder eingehender zu berichten“.[[40]](#footnote-40) Dann folgten die in letzter Zeit im Walsertal entstandenen Probleme aus Gabriels Sicht, Klagen, vermeintliche Missstände, alle grundsätzlichen Bedenken und Schwierigkeiten. Wenigstens, schlug er am Ende vor, möge der Landeskirchenrat anhand dieses Beispiels eine Entscheidung in der Frage der öffentlichen Wortverkündigung treffen, die Mitwirkung der Pfarrvikarin bei Gottesdiensten stark begrenzen und ihre Andachten von Predigtgottesdiensten deutlich absetzen.

Vor allen Dingen stellte es für Gabriel diesem Brief zufolge ein gravierendes Problem dar, dass Lydia Schröder in Fragen des Kirchbaues und des Kirchbauvereins mehrfach „eine offensichtlich andere Stellung als ich eingenommen“ habe. Das war eine gute Gelegenheit, die Frage einer Neubesetzung im Walsertal aufzuwerfen. Gabriel beklagte das Fehlen eines dort stationierten Vikars und bat um „Bereitstellung und Entsendung einer jungen, frischen, männlichen Kraft“ für diese Aufgabe. Bei all diesen seinen Anliegen aber möge in der Gemeinde im Walsertal „nicht der Anschein erweckt werden, als ob dies auf meine ausdrückliche Bitte hin geschehen sei“[[41]](#footnote-41)

Die Wirkung dieses Schreibens und die Reaktionen, die Gabriel daraufhin erhalten haben mag, können ihn nicht überzeugt haben. Das war noch nicht, was er sich versprochen, worauf er seit langem hingearbeitet hatte. Auch müssen ihn neue bedenkliche Informationen aus dem Walsertal erreicht haben. Veranlasst durch „verschiedene neuerliche Vorkommnisse“ und in Anbetracht des bislang ausgebliebenen durchschlagenden Erfolges entschloss er sich daher Anfang Februar zu einem zweiten drakonischen Schreiben, jetzt an Landeskirchenrat und Dekanat. Es gehe darum, „nach reiflicher Überlegung, nun doch die bisher geübte kollegiale Rücksicht fallen zu lassen und auf das eigenartige Verhalten der Vikarin ihrem Pfarrer gegenüber hinzuweisen“.[[42]](#footnote-42)

Vom sachlichen Inhalt her bot dieses zweite Schreiben kaum Neues. Aber manche Punkte erfuhren jetzt eine betont negative Auslegung, erschienen plötzlich in zweifelhaftem Licht, wurden nachteilig interpretiert. So meinte Gabriel neuerdings, es habe schon erhebliche Spannungen zwischen Lydia Schröder und seinem Vorgänger gegeben; nur sie und Rosenberger hätten den Gedanken an ein Gemeindezentrum vertreten und aus persönlichem Interesse Lydia Schröders gegen Gemeinde und Verein durchzusetzen versucht. Auch habe der grössere Teil des Vorstands im Kirchenbauverein auf seiner Seite gestanden und ähnliches mehr. Und, Gabriel notierte es mit ungläubigem Spott, Lydia Schröder setze immer noch auf eine Lösung des Konflikts, glaube „allen ernstes, daß auf eine Änderung des Vikarinnengesetzes gehofft werden dürfe, und daß auch in Bayern Vikarinnen eine größere Gleichberechtigung erlangen würden“.

Wie in seinem ersten Brief nahmen jetzt, allerdings stark verschärfte Vorwürfe gegenüber Lydia Schröder den größeren Teil des Schreibens ein. Sie befinde sich - und das stellte wohl die folgenschwerste Anschuldigung Gabriels überhaupt dar - „ganz auf der Seite des mit einer gewissen Separation spielenden Dr. Rosenbergers“. Diese Unterstellung besaß nicht den geringsten Realitätsbezug. Sie beruhte ausschliesslich auf im Tal kursierenden Gerüchten, stieß aber trotz gegenteiliger Zeugenaussagen immer wieder auf Glauben, rief zumindest schwerste Verdächtigungen hervor, so im Landeskirchenrat und im Kemptener Dekanat.[[43]](#footnote-43)

Rosenberger, so fuhr Gabriels zweiter Klagebrief fort, vertrete „einen anderen Kirchen- und Gottesdienstbegriff“ als wir. Statt gerade deswegen hinter ihrem Pfarrer zu stehen, der „hier ganz offensichtlich die Forderungen der Landeskirche vertrat“, habe Lydia Schröder gegen ihn, und das bedeutete aus Gabriels Sicht gegen die Landeskirche gestimmt.[[44]](#footnote-44) Sie habe „zweimal meinen Rat und einmal meine Bitte um Schweigen nicht befolgt“. Von da an sei die Gemeinde „nicht mehr zu einer völligen Ruhe und Einheit“ gekommen. Beide aber würde im Tal, so Gabriel, nur sehr schwer wieder eintreten, „solange die Vikarin dort ihres Amtes waltet“. Nur die Hoffnung, und mit dieser eindeutigen Forderung schloß das Schreiben, „dass die Vikarin in einigen Monaten durch einen Vikar abgelöst wird, läßt mich das unmöglich gewordene Verhältnis zwischen Pfarrer und Vikarin noch hinnehmen“.[[45]](#footnote-45)

Die Wirkung dieses zweiten Schreibens Gabriels stellte sich als verhängnisvoll heraus. Das Gefährliche daran war, dass die Betroffenen den Inhalt der gegen sie erhobenen Anschuldigungen nicht einmal ahnten. An Verständigung, an Aussöhnung gar, war jetzt im Walsertal nicht einmal mehr zu denken, sosehr sich Wohlgesonnene auch immer wieder dafür einsetzten. So reiste Kornacher um eine Schlichtung bemüht ins Walsertal, konnte aber nach Lydia Schröders Eindruck in der kurzen Zeit „trotz allen guten Willens die Sachlage garnicht durchschauen“. Auch waren ihm die im Walsertal kursierenden obigen Gerüchte inzwischen zu Ohren gekommen. Lydia Schröder war „tief erschrocken darüber, daß auch er mir dieses Arbeiten mit Herrn Siemens und Dr. Rosenberger auf die Trennung der Walsergemeinde hin zutraute“. Sie musste das Kornacher gegenüber mehrfach richtigstellen und spürte dennoch, dass sie die gegen sie gerichteten Zweifel nicht wirklich ausräumen konnte. Auch war sie, wie sie zugab „zuerst so müde“, dass „das Ganze mit einem ziemlich faulen Frieden auf meine Kosten“ endete.[[46]](#footnote-46)

Gegenströmungen für Gabriel entwickelten sich auch im Oberstdorfer Kirchenvorstand. Im Rahmen einer auf seinen Antrag hin eigens dafür einberufenen Sitzung kritisierte Bankdirektor Müller am 28. Februar die im Sinne Gabriels gehaltenen Baupläne scharf. Müller war und blieb der Einzige, der sich in dieser Angelegenheit mehrfach kritisch zu Wort meldete. Es habe nicht einmal ein Architektenwettbewerb stattgefunden, bemängelte er. Der Neubau sei weder rationell noch erweiterungsfähig, auch werde er eine hohe Schuldenlast für die Christusgemeinde nach sich ziehen. Die Gsaengerschen Pläne müssten revidiert, wenn nicht völlig anders konzipiert werden, um im Neubau sowohl eine Kirche wie auch einen Gemeindesaal und eine Mesnerwohnung unterbringen zu können.[[47]](#footnote-47)

Letztere aber war auf Gabriels Wunsch nicht vorgesehen, weil er argwöhnte, durch diese Wohnung wolle Lydia Schröder sich einen ständigen Wohnsitz im Walsertal verschaffen und dadurch seine Absichten durchkreuzen. Bei nüchterner Wertung der Umstände hätte man allerdings zugeben müssen, dass es der Mesnerwohnung aus praktischen Gründen zwingend bedurfte. Gemeindesaal wie Sakristei des Neubaus könnten sonst wie der Betsaal jeden Winter rund 7 Monate lang nicht beheizt und daher nicht benutzt werden. Denn das setze voraus, hatte Lydia Schröder erklärt, „daß ein Mensch 3 Stunden vor Beginn der Veranstaltung sich durch den Schnee arbeitet und heizt und sich in dem kalten Raum aufhalten muß“.

Aber sachliche Argumente fanden bei diesem Stand der Auseinandersetzung kein Gehör mehr, nicht einmal im Oberstdorfer Kirchenvorstand. Nur ein Vorstandsmitglied, der Kaufmann Molineus bedauerte neben Müller sehr, „daß zur besseren Versorgung der Kirche keine Wohnung bei der Kirche mit projektiert sei. Hier werde sich später noch ein Problem ergeben“. Das ganze übrige Gremium aber, an seiner Spitze die beiden Vorstandsmitglieder des Walsertaler Kirchbauvereins Bantel und Stingele, ließ Bankdirektor Müllers nur allzu begründete Einwände kurzerhand unter den Tisch fallen.[[48]](#footnote-48) „In längeren Ausführungen“ setzten beide sich vielmehr wortreich für den „sorgfältig nach langen Erwägungen ausgewählten Architekten und sein vom Verein einstimmig angenommenes Projekt ein.“[[49]](#footnote-49)

In diesen überaus schwierigen Tagen begann Lydia Schröder sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, das Walsertal verlassen zu müssen. Zwei Momente beschleunigten diese Entwicklung. Zum einen stand Kreisdekan Daumillers Ruhestand zum 1. April an, er hatte „immer ziemlich energisch seine Hand über meiner Stellung im Walsertal gehalten“, erfuhr Lydia Schröder später. Zum anderen hatte Pfarrer Heller, ihr Vertrauter und Mentor, der seit langem ihre Probleme in brüderlicher Verbundenheit mitgetragen hatte, Ende Januar das Allgäu verlassen, um in Neustadt an der Aisch Dekan zu werden. Beide Entwicklungen erschwerten Lydia Schröders Lage, entzogen ihr den Halt, auf den sie bisher immer hatte bauen können. Einen neuen Arbeitsplatz wolle sie sich „nicht gern aussuchen, sondern achten auf den Weg, den ich da geführt werde“, schrieb sie an Liesel Bruckner.[[50]](#footnote-50) Dass „meines Bleibens so oder so nicht mehr lange hier sein kann, ist mir fast klar. Aber ich habe noch nicht die Freudigkeit, selbst mich fortzumelden und also der Aufgabe und dem Kampf, der mir garnicht liegt, zu entfliehen“.[[51]](#footnote-51)

Dennoch tat sie erste Schritte in diese Richtung, als ihre Familie ihr Gelegenheit bot, sich im April vier Wochen lang durch Pfarrer Clauß, ihren Schwager vertreten zu lassen. Sie beantragte Sonderurlaub und zog sich in ihr Elternhaus nach Barmen zurück. Von dort aus unternahm sie gemeinsam mit ihrer Mutter einen letzten brieflichen, wohl auch anklagenden Versuch, sich mit Gabriel zu verständigen, zwei Briefe mit „handfesten Vorwürfen und Verdrehungen“, wie dieser sie gegenüber Kornacher beschrieb.[[52]](#footnote-52)

Gabriel antwortete Lydia Schröder darauf am 30. April „wenn auch widerwillig“ und nur „ein letztes Mal“, weil die zwei Briefe aus Barmen „derartige Unrichtigkeiten und Vorwürfe“ enthielten.[[53]](#footnote-53) Er habe nicht gedacht, „zum so und sovielsten Male“ auf die gleichen Dinge eingehen zu müssen. Der Adresse nach richtete sich dieser Brief zwar an Lydia Schröder, doch verfolgte Gabriel damit im Stillen einen ganz anderen Zweck. Der Inhalt sollte ihm als Dokumentation dienen, mittels derer Gabriel sich Dekan und Landeskirchenrat gegenüber in der Auseinandersetzung mit Lydia Schröder ins rechte Licht rückte. Dazu stellte er einzelne Passagen der beiden Briefe aus Barmen seinen eigenen rechtfertigenden Darstellungen gegenüber. Er arbeitete mit einer Vielzahl von Teilwahrheiten sowie kaum nachprüfbaren Details und gelangte am Ende zu dem Schluß, die beiden Briefe aus Barmen enthielten „nur gravamina gegen mich, lassen aber jedes konkrete Zugeständnis Ihrer Schwächen und Fehler vermissen“.

Diese Stellungnahme schickte Gabriel „zur eventuellen Orientierung“ an Dekan Kornacher, abgerundet mit Worten des Dankes, „wenn Sie zur endgültigen Bereinigung im Tal die Abberufung der Vikarin befürworten würden“. Damit trat der eigentliche Zweck dieses Dokuments zu Tage, für dessen Präsentation Gabriel einen für seine Zwecke günstigen Moment gewählt hatte. Am 1. April war der Lydia Schröder gewogene Kreisdekan Daumiller in den Ruhestand gegangen. Da sein Nachfolger Schabert den Dienst erst einen Monat später antrat, liessen sich in der Zwischenzeit in München Vorhaben wie die Abberufung Lydia Schröders leichter durchsetzen. Sie hätten zu anderen Zeitpunkten möglicherweise zu Rückfragen geführt.

In einem Begleitschreiben an Kornacher hielt Gabriel es für notwendig, sich wegen des Inhalts seines neuesten, ebenso massiven wie schwerwiegenden Dokuments erklären zu müssen. Er habe Anfang 1952 gehofft, „doch noch alle Kräfte für das nahe Ziel des Kirchbaus einmütig zusammenfassen zu können. Ich war wirklich allerbesten Willens hauptsächlich mit Rücksicht auf das Bauvorhaben“, beteuerte er. Aber leider habe sich „Fräulein Schröder nicht an die von Ihnen gegebenen Richtlinien gehalten“.[[54]](#footnote-54)

Diesem Stichwort fügte er weitere heftige Klagen gegen sie an. Der Kreis um sie - er ist meines Erachtens sehr klein, bemerkte er wie nebenbei - wolle für den Kirchenbau nichts spenden, weil die Mesnerwohnung nicht nach seinen Wünschen umgesetzt werde. Auch war Gabriel überzeugt, „dieser Schröderkreis will allen Ernstes sicher Fräulein Schröder wegen ihrer großen Verdienste einen Dauersitz im Tal verschaffen und auch später, wenn die Kirche steht, ihre gleichberechtigte Mitwirkung bei Gottesdiensten fordern“. Das galt es aus Gabriels Sicht um jeden Preis zu verhindern. Eine Vikarin sei doch „an und für sich nur eine halbe Notlösung für einen Pfarrer“, argumentierte er. Und “Fräulein Schröder ist dazu noch durch ihre Krankheit behindert“.

Der Eindruck, den andere kompetente Zeitgenossen von Lydia Schröder gewonnen hatten, ging in die entgegengesetzte Richtung. Der Rektor der Hochschule Neuendettelsau beispielsweise, wo man sie gut kannte, wusste schon seit 1947 um „besondere seelsorgerliche Fähigkeiten“ Lydia Schröders, „die aber darüber hinaus auf dem Gesamtgebiet der kirchlichen Frauenarbeit den Durchschnitt überragende Fähigkeiten besitzt“. Sie wirke, so bezeugt er aus eigenem Erleben, „in erfreulicher Weise selbstständig, sodaß von ihr ein bestimmender Einfluß ausgeht, was sich vor allen Dingen in der öffentlichen Rede zeigt.“ Auch sei sie „ohne Zweifel die einzige, der man ohne weiteres zutraute, daß sie auch vor einer großen Gemeinde innerlich und äußerlich frei und mit jener Kraft zu reden imstande ist, die notwendig ist, um dem Wort Nachdruck zu verleihen. Ohne das sie irgendwie die Grenze überschreitet oder sich hervordrängt, wirkt sie auch im Kreise ihrer Mitarbeiterinnen als eine eindrückliche Gestalt“.[[55]](#footnote-55) Oberkirchenrat Breits ungemein positives Bild von Lydia Schröder, auch jenes Daumillers, hatte damit seine Bestätigung erfahren.

Es sollte sich jetzt rasch zeigen, dass Gabriels wiederholte Klagen über Lydia Schröder in Kempten wie auch in München auf offene Ohren gestoßen waren und dort zu unrichtigen Vorstellungen geführt hatten. Aber ihm schenkte man Glauben, auf sein Wort musste man sich verlassen können, hier wie dort. Im Landeskirchenrat war man sich auch sicher, „über die Verhältnisse im Walsertal genügend unterrichtet“ zu sein, wie Oberkirchenrat Schmidt sich ausdrückte, so sicher, dass man auf der Grundlage der Informationen aus der Feder Gabriels eine folgenreiche Personalentscheidung traf. Noch in Wuppertal erhielt Lydia Schröder daher eine am 9. Mai datierte Nachricht von Schmidt, dass in ihrem Fall „die Zeit für einen Entschluss gekommen ist“. Das Vikarinnengesetz, aber auch die „ganze Kirchbausache“ und „der Verlauf der bisherigen Verhandlungen“ spielten laut Schmidt dafür eine maßgebliche Rolle.

Entscheidend für das Schicksal Lydia Schröders wirkte sich jedoch aus, dass OKR Schmidt ihren Fall kürzlich noch einmal mit Kornacher besprochen hatte. Gerade bei dieser Gelegenheit sei klar geworden, schrieb Schmidt, „daß Sie mit der gegenwärtigen Entwicklung im Kl. Walsertal überfordert sind. Wir haben nicht den Eindruck, daß Sie sich über die Tragweite der Verhandlungen, an denen sie beteiligt waren, genügend klar waren“.[[56]](#footnote-56)

Diese zunächst rätselhaften Worte gewinnen ihren Sinn, wenn man sie vor dem Hintergrund der Separatismusvorwürfe versteht, die am 22. November im Walsertal gegen Lydia Schröder erhoben, von Stingele schriftlich festgehalten und von Gabriel nach München weitergereicht worden waren. Danach habe sie im Zusammenwirken mit dem 1938 aus Aurich zugezogenen Pfarrer Martin Siemens, dem Vater des Hoteliers im Berghof, eine Abtrennung des Walsertals von der Landeskirche angestrebt. Es handelte sich dabei, was Lydia Schröder betraf, um eine Fama, ein Gerücht, nichts weiter als eine aus der Luft gegriffene Behauptung und eine üble Nachrede, die noch dazu keinerlei Sinngehalt besaß. Nachdem sie sich aber für die Ziele einzelner Akteure offensichtlich als brauchbar erwiesen haben muß, hielt man an ihr fest, wiederholte sie an anderer Stelle. Auf diese Art und Weise brachte es ein Gerücht aus dem Walsertal über Gabriel und Stingele zur Entscheidungsgrundlage für den Landeskirchenrat. Kornacher muß vom Wahrheitsgehalt dieser Behauptung ebenso fest überzeugt gewesen sein wie Schmidt und der Landeskirchenrat.[[57]](#footnote-57)

Als Heller durch Lydia Schröder von diesem Abberufungsschreiben hörte, wirkte es fast so, als wolle er sie zu Gelassenheit anhalten. „Die in der Gemeinde“ schrieb er ihr, „die Sie kennen und schätzen, und das ist ja der eigentlich lebendige und tragende Teil der Gemeinde, wissen, wie die Dinge liegen. Da braucht man kaum ein Wort zu verlieren – und die anderen werden es vielleicht später einsehen, vielleicht, wie der Kreis um Herrn Stingele, auch überhaupt nicht. Im übrigen ist für uns ja nicht das Urteil von Menschen über unsere Arbeit entscheidend, sondern das Urteil unseres Herrn. Ich glaube, dass wir darum auch schweigend etwas dulden können“.[[58]](#footnote-58)

Trotzdem konnte Lydia Schröder das Schreiben des Landeskirchenrats nicht einfach hinnehmen. Daher erklärte sie sich ihm gegenüber sofort bereit, eine andere Aufgabe für die Landeskirche zu übernehmen und bat um ein persönliches Gespräch in München. Es „scheinen ja allerlei Berichte von einer Seite im LKR vorzuliegen“, mutmaßte sie zu Recht. In einem ausführlichen Gespräch mit dem ganz einseitig informierten Oberkirchenrat Schmidt erfuhr sie in München am 26. Mai auf ihre nachforschenden Fragen hin einiges darüber, was Gabriel und seine Walsertaler Gefolgschaft ihr zur Last legten.[[59]](#footnote-59) Dabei „führte Herr Oberkirchenrat Lic. Schmidt allen Ernstes die ‚separatistischen Strömungen‘ an“, die Stingeles Schreiben ihr nachgesagt hatte, erfuhr eine darüber sprachlose Lydia Schröder.[[60]](#footnote-60)

Sie hatte diese Verdächtigungen gegenüber Gabriel und Kornacher schon wiederholt zu entkräften versucht, auch mit Zeugenaussagen und Dokumenten unterlegt, offensichtlich ohne dabei auf rechten Glauben gestoßen zu sein. Denn die gleichen Vorwürfe tauchten jetzt in München wieder auf, klagte Lydia Schröder Ende Mai in ihrem Brief an Heller. „Und sie kursieren heute noch irgendwie in der Gemeinde hier in der Meinung, irgendetwas müsse doch an dieser Sache sein“. Hellers Urteil darüber ließ an Klarheit nichts zu wünschen übrig. „Was übrigens die hanebüchene Anschuldigung anlangt, dass Sie mit Hilfe von Herrn P. Siemens… das Tal nach Österreich bringen wollten, so ist das ja so unglaublich, dass man gar nicht denken sollte, dass solchem Geschwätz irgendjemand Glauben schenkt, der Sie und Ihre Arbeit auch nur von ferne kennt“.[[61]](#footnote-61)

Dennoch kostete es Lydia Schröder einige Mühe, diesen Vorwurf im Landeskirchenrat erneut als Phantasieprodukt einiger Leute zurückzuweisen, welches ihr in die Schuhe geschoben worden sei. Ebenso schwierig war deren Behauptung zu widerlegen, sie habe bei der Bauplanung persönliche Interessen verfolgt. Sie habe sich dadurch eine Wohnung und ein Arbeitszimmer im Walsertal verschaffen wollen, hieß es und somit in Dinge eingemischt, die weder ihre Aufgabe noch ihre Sache gewesen sei. Darauf entgegnete sie - an anderer Stelle - es sei bis dahin ja ausschliesslich „nur meine Sache gewesen, das Geld für den Bau aufzubringen.“[[62]](#footnote-62) Und all die jahrelangen belastenden Vorarbeiten „hat mir Gabriel und die Landeskirche getrost ganz allein überlassen“. Auch hier war Hellers Standpunkt glasklar. „Jeder, der die Verhältnisse nur einigermassen kennt, weiss, dass alle Arbeit im Tal von Ihnen aufgebaut wurde und insonderheit die Vorarbeiten zu dem Kapellenbau noch völlig in den allerersten Anfängen stecken würden, wenn Sie nicht alles so tatkräftig in die Hand genommen hätten“.[[63]](#footnote-63)

Nicht nur ihre begründeten Gegenargumente, sondern auch der Umstand, dass Lydia Schröder an jenem 26. Mai nicht allein in München erschien, hätte im Landeskirchenrat zu denken geben müssen. Begleitet wurde sie von Bankdirektor Müller, dem vielfach bewährten Oberstdorfer Kirchenvorstand, und mehreren Mitgliedern der Walsertaler Gemeinde, die ihr oder dem Kinderheim Sonnegg nahe standen.[[64]](#footnote-64) Dieses, das Kinderheim Sonnegg der Familie Müller hatte, da ein Pfarrhaus im Walsertal ja noch fehlte, der protestantischen Gemeinde seit Jahren stellvertretend als solches gedient. Für Lydia Schröder waren das Haus Sonnegg neben dem benachbart liegenden Breitachhaus Frau Siepmanns Mittelpunkte ihres Wirkens im Tal.

Mit Fug und Recht hatten sich im Sonnegg aus mehreren Gründen Stimmen zu Lydia Schröders Gunsten erhoben. Vor allem empfand man „es als undankbar und ungerecht gegen die aufopfernde Hingabe in fast neunjähriger Arbeit unserer Vikarin“, in dieser kritischen Stunde geschwiegen zu haben.[[65]](#footnote-65) Und das stellte nicht das einzige Motiv dar, das die Gemeinde bewegte. Vielmehr sah sie sich von Gabriel getäuscht. Denn jetzt kam an den Tag, dass er, während er „noch in der Gemeinde erzählte, was er alles für mich und meine Wohnung getan habe und tut … bereits die Berichte geschrieben (hatte), die meine Abberufung zur Folge hatten“, erfuhr Lydia Schröder.[[66]](#footnote-66) Die Gemeinde aber hatte auf Gabriels Worte vertraut und an eine glückliche Lösung des Konflikts geglaubt, bis sie sich durch das Abberufungsschreiben eines anderen belehrt sah. Das brachte das Fass zum Überlaufen. Einige Mitglieder der Walsertaler Gemeinde entschlossen sich in diesem Augenblick spontan, Lydia Schröder nach München zu begleiten, um ihre Beschwerden direkt im Landeskirchenrat vorzutragen.

Ein sichtbarer Erfolg blieb ihnen versagt, obwohl sie in Bankdirektor Müller einen gewandten

Verhandlungsführer mitbrachten und umfassend Gehör fanden. Aber die Forderung der Walsertaler Gemeinde, wenn Lydia Schröder gehen müsse, dann müsse auch Gabriel gehen, fand bei Schmidt kein Verständnis. Vielmehr behielten nach den schweren Anschuldigungen, die im Walsertal gegen Lydia Schröder erhoben worden waren, Skepsis und tiefer Zweifel im Landeskirchenrat die Oberhand, und das nicht zuletzt unter dem Einfluss Kornachers. „So ganz unschuldig scheint mir nun Frl. Schröder an den Verhältnissen im Walsertal und an den Spannungen zwischen ihr und Herrn Pfarrer Gabriel, wie sie es darstellt nicht zu sein“, urteilte er Oberkirchenrat Schmidt gegenüber. Die Gründe für diese Ansicht entsprangen allem Anschein nach den Separatismusvorwürfen. Man dürfe nie vergessen, fügte er seinem Schreiben erläuternd an, „daß sowohl in den Gemeinden in Oberstdorf wie im Walsertal Persönlichkeiten und Kräfte wirksam sind, die von bayer. Verhältnissen und von den Ordnungen unserer Bayer. Landeskirche keine Ahnung haben“.[[67]](#footnote-67)

Nachdem die Abberufung Lydia Schröders schon am 26. Mai ausgesprochen worden war, hätte sie sich in München nach Lage der Dinge kaum rückgängig machen lassen.[[68]](#footnote-68) Daher beantragte sie noch am gleichen Tage eine vorerst einjährige Beurlaubung, um ein Angebot in Barmen annehmen zu können. Dort hatte die Synode vor, hinsichtlich der Betreuung alleinstehender berufstätiger Frauen und Gemeindehelferinnen neue Wege einzuschlagen. Dabei stand auch eine Vikarinnenstelle in Aussicht, die Lydia Schröder zugesagt werden sollte.

Als zudem eine kleine Wohnung im Hause ihrer Eltern für sie frei wurde, lag unversehens eine mögliche Lösung des Problems vor Augen. Das galt umso mehr, als es seit einiger Zeit schien, als sei sie von ihrer Krankheit genesen und nicht mehr unbedingt auf einen Aufenthalt im Hochgebirge angewiesen, wie sie Heller mitteilte. Sie können Gottes „Hand ja wohl darin ganz besonders spüren“, antwortete er ihr daraufhin, „dass Ihr Asthma Heilung gefunden hat – fast mit Bangen schreibe ich das, weil man menschlicher Weise immer einen Rückschlag fürchtet“[[69]](#footnote-69).

Jetzt stand für Lydia Schröder fest, dass diese überraschenden Entwicklungen nicht etwa Zufallscharakter trugen. Vielmehr erkannte sie „in dem allen eine sehr freundliche Führung, die es mir leicht macht, ohne persönliche Bitterkeit aus der mir sehr lieben Arbeit zu gehen“.[[70]](#footnote-70) Liesel Bruckner schrieb sie: „Mir fällt der Schritt von Bayern weg auch nicht leicht…. Aber verstehst Du, daß ich in dem anderen Weg eine ganz klare Führung sehe?“

Damit war die Entscheidung gefallen. „Persönlich war ich von dieser ganzen Angelegenheit weniger beunruhigt als meine Geschwister und auch ein Teil der Gemeindeglieder“, schrieb sie bei ihrer Rückkehr nach Hirschegg an Heller. „Es hatte sich ja wirklich alles so gefügt, daß ich darin nur eine sehr freundliche Führung sehen kann, durch die es mir auch leicht gemacht wird, ohne persönliche Bitterkeit meinen hier sehr geliebten Dienst aufzugeben“.[[71]](#footnote-71) Kornacher, der sich seit längerem ihr gegenüber zurückgezogen hatte, kündigte sie ihren bevorstehenden Abschied mit den nahezu gleichen Worten an.[[72]](#footnote-72)

Doch bei ihrer Rückkehr ins Walsertal hatten sich die dortigen Gegensätze dramatisch verschärft. Das hatte auch Vikarin Eva-Maria Clauß, die Schwester Lydia Schröders in der Zeit ihrer Vertretung feststellen müssen. Sie habe ihrer Schwester geraten das Tal zu verlassen, schrieb sie Heller, „da, solange Pfarrer Gabriel hier amtiert, kein Friede und keine Ruhe kommen. Das Schlimmste für mein Empfinden ist die furchtbare Unwahrhaftigkeit, mit der der Kollege vorgeht. In der Kirche ist dabei keine Arbeit möglich!“ Vikarin Clauß charakterisierte es als Intrigen, „wenn Pfarrer Gabriel seine Besuche hier im Tal nur dazu benutzt, die Leute gegen meine Schwester einzunehmen“.

Das „ist alles so haarsträubend, daß man sich fragen kann: wo ist da überhaupt noch Kirche? Für wen soll denn die Kirche hier gebaut werden“, fragte sich Eva-Maria Clauß voll tiefer Besorgnis.[[73]](#footnote-73) Ähnlich kritisch hatten sich die über Gabriels Taktieren entrüsteten Gemeindemitglieder in München gegenüber den Oberkirchenräten Kreisdekan Arnold Schabert, Schmidt und Otto Bezzel geäussert. Wir brauchen „einen neuen Pfarrer“, hatten sie schriftlich festgehalten, „der unbelastet und unvoreingenommen die Gemeinde als Seelsorger betreut und nicht durch anfechtbare Methoden seinen Willen in der Gemeinde durchzusetzen versucht, wie es Pfarrer Gabriel seit Monaten leider getan hat“.[[74]](#footnote-74) Kornacher allerdings brachte für diese Forderung der Gemeinde keinerlei Verständnis auf, empfand es als „ganz abwegig“, Gabriel „wegen der Spannungen im Walsertal einen Strick drehen und ihn veranlassen zu wollen … sich aus diesen Gründen von Oberstdorf wegzumelden, was er absolut nicht vor hat.“[[75]](#footnote-75)

Unter diesen Umständen wurde Lydia Schröder die Trennung vom Walsertal besonders schwer. „Herr(n) Pf. Gabriel ist es überhaupt gelungen, in den letzten Monaten einen großen Kreis der Gemeinde mir zu entfremden“, klagte sie Heller. „Leider sind auch Menschen wie Bantels diesen Anschuldigungen gegen mich erlegen“, fuhr sie fort. „Sie verstehen sicher, wie schwer es mir ist, daß nach jahrelanger Arbeit gerade auch von Gemeindegliedern, die es besser wissen sollten, solche Dinge über mich geglaubt und weitererzählt werden.“ Auch Familie Engel habe „Herrn Stingeles Anschuldigungen Glauben geschenkt“, bis deren Tochter sich ein Herz gefasst und bei Lydia Schröder nachgefragt habe. Sonst, fügte diese hinzu, hätte ich „um diese Vorwürfe nicht einmal etwas gewußt, nur überall das Mißtrauen gespürt“.[[76]](#footnote-76)

 „Sehr schmerzlich“ empfinde sie all die belastenden Umstände, gestand sie Maria Weigle. „Es begegnet mir eine Welle von Mißtrauen“.[[77]](#footnote-77) Besonders zu schaffen mache ihr, dass Gabriel ihr Verhalten immer wieder unzutreffend darstelle. Jetzt suggeriere er der Gemeinde, ihre Fahrt nach München habe lediglich dem Ziel gedient, eine weitere Zuwendung von Kirchbaumitteln zu hintertreiben.[[78]](#footnote-78) Viele Gemeindemitglieder glaubten Gabriel solche Behauptungen ohne weiteres, war er doch immerhin ihr Seelsorger. „Diese Zerrissenheit der Gemeinde und diese Art des Amtsbruders macht mir ganz große Not“, schrieb Lydia Schröder am 6. Juni an Maria Weigle.[[79]](#footnote-79)

Tatsächlich begannen die Zustände vollends abzugleiten, wie hier und da offenbar wurde. „In einigen Kreisen der Gemeinde im Walsertal und in Oberstdorf ist durch die ganzen Vorfälle ein starker, sachlich begründeter Gegensatz zu Pf. Gabriel entstanden, der zu mehrfachen schroffen Äußerungen – mündlich und schriftlich – dem Landeskirchenrat gegenüber führte“, erfuhr Lydia Schröder.[[80]](#footnote-80) Auch häuften sich Peinlichkeiten, etwa, als sich manche Gemeindemitglieder an einer Sammlung Gabriels für den Kirchbau nicht beteiligen konnten und ihre Namen unter der Beschuldigung bekannt wurden, sie verweigerten ihre Spenden nur, weil sie dem „Schröderkreis“ angehörten. Lydia Schröder selbst begegneten manche der ihr bislang nahestehenden Gemeindemitglieder jetzt mit Äusserungen wie: „Wir haben kein Vertrauen mehr zu Ihnen. Wir können nur Pf. G. oder Ihnen glauben und fühlen uns genötigt, ihm zu glauben, alle Tatsachen sprechen gegen Sie“. Ein anderes Mal hieß es rundheraus: „Wir freuen uns um der Gemeinde willen, daß Sie jetzt gehen“.[[81]](#footnote-81)

In der Regel begegnete ihr noch Freundlichkeit. „Abgesehen von den durch Pf. G. orientierten Gemeindegliedern spricht man Bedauern aus. Auch Bantels sind freundlich und versuchen zu überbrücken. Es geht ihnen ja wirklich um die Sache. Aber es ist mir nicht klar, ob sie nun wirklich überzeugt sind von der Unrichtigkeit ihres Mißtrauens mir gegenüber, oder ob ihre Freundlichkeit einer christlichen Nachsicht entstammt. Ich neige zu der Annahme des Letzteren.“[[82]](#footnote-82) Heller blieb nichts als ihr mit Anteilnahme zuzuhören und von Herzen Trost zu spenden. In Wirklichkeit waltet „hinter all diesen scheinbar von Menschen kommenden Geschehnissen doch Seine hohe und immer recht führende Hand“, versuchte er ihr Mut zu machen.

Aber „die letzten Wochen in Hirschegg waren bitter schwer“, antwortete sie ihm.[[83]](#footnote-83)

„Einerseits durfte ich von der Gemeinde noch besonders viel Liebe und unverdienten Dank erfahren, andererseits war jede Begegnung mit Pf. Gabriel und den von ihm orientierten Menschen eine starke Belastung. Am schmerzlichsten war mir, daß durch die unsachlichen Darstellungen der Lage und der Tatbestände, durch Weitergabe persönlichster Briefe im Auszug und Indiskretion bei den Sammelergebnissen bei den Gemeindegliedern (Kirchbau) die Gemeinde in sich stark zerrissen wurde und einer dem anderen kaum mehr ein ehrliches Wollen zutrauen konnte“.

Trotz aller Unversöhnlichkeit kam Pfarrer Gabriel jetzt plötzlich mit einem insistierenden Versuch auf Lydia Schröder zu, in allerletzter Minute die äußeren Formen zu wahren. Um einer „ Art Beruhigung der Gemeinde“ willen schlug er ihr eine abschließende gemeinsame Andacht im Betsaal vor. Er wolle dort eine Ansprache halten, ihr ein Geschenk überreichen und zu einem geselligen Kaffeetrinken mit Kirchenvorständen und Gästen bei Bantels einladen. „Verstehen Sie, daß mir das alles widersteht?“, schrieb Lydia Schröder fast im gleichen Augenblick hilfesuchend an Heller, dass „es mir innerlich und äußerlich unmöglich ist?“, dass eine „solch offizielle Verabschiedung als unwahr und Theater empfunden werden muß“.[[84]](#footnote-84) Sie konnte in Gabriels Plänen nichts anderes sehen als „eine innere Unwahrhaftigkeit, deren wir uns in der Gemeinde nicht schuldig machen dürfen. Wir können nicht künstlich verkleistern, was allein Gott heilen kann“.

Das war nur allzu verständlich und doch dachte Heller anders. Er glaube, antwortete er ihr sofort, selbst in so „verrannten und ausweglosen“ Situationen wie im Walsertal gelte das Wort von der Seligpreisung jener, die Frieden suchen.[[85]](#footnote-85) In solchen Konflikten zwischen innerer Wahrhaftigkeit einerseits und Frieden und Liebe andererseits müsse daher ein Weg gefunden werden, der so weit als möglich beidem gerecht wird.

Deshalb lautete sein Rat: „Herr Pfarrer G. will unbedingt zu Ihrer letzten Andacht kommen. Also um des Friedens willen und aus Liebe zur Gemeinde, die ja weder seine noch Ihre, sondern einzig und allein auch in aller Schwachheit unseres Herrn Gemeinde ist, lassen Sie ihn kommen. Er will das letzte Wort sprechen; lassen Sie es ihn sprechen. Er will durch ein Geschenk zum Abschied irgendwie zum Ausdruck bringen, dass die Gemeinde Ihnen zu Dank schuldig ist…. So lassen Sie ihn doch ein Geschenk übergeben. Es ist ja nicht sein Geschenk, sondern das der Gemeinde“. Darüber hinaus aber wollte selbst Heller Gabriel nicht weiter entgegenkommen.

Unverständnis äußerte er dafür, „mit welch seltsamen Methoden sich diese Auseinandersetzungen im Walsertal abgespielt haben.“ Gabriel habe wohl nichts gegen Lydia Schröder persönlich gehabt, rätselte er, „sondern nur dies eine war ihm unerträglich, dass eine Frau Vikarin in seiner Gemeinde war. Ehrlich wäre es nun gewesen, dies offen und klar zu sagen, dass jedermann gewusst hätte, um was es geht. Statt dessen nun ein so unmögliches Intrigenspiel anzufangen und wie bei einem Schachspiel Figuren zu setzen, ist das worüber man den Kopf schütteln muss.“[[86]](#footnote-86)

Unter dem Eindruck der Ratschläge Hellers feierte Lydia Schröder am 29. Juni ihre bewegende Abschieds-Andacht zu 1. Petrus 5-11 im Walsertaler Betsaal.[[87]](#footnote-87) Gabriel war gekommen und sprach einige Abschiedsworte. Lydia Schröders Können und Wissen als Theologin, als Schülerin Karl Barths, als Mitglied der Bekennenden Kirche klang in dem schlichten kleinen Saal und zu dieser schicksalsträchtigen Stunde noch einmal über alle Maßen beeindruckend an. Die ganze Tiefe ihrer menschlichen Enttäuschung, die grosse Kraft ihrer Hoffnung und ihres Glaubens an Gott trat an den Tag. Sie sprach „mit Eindrücklichkeit und Kompetenz, zurückhaltend im Erwähnen eigener Nöte sowie in großer Anteilnahme bemüht um die Zukunft der ihr anvertrauten Gemeinde im Geiste Jesu Christi“.

 „Ich versuchte das zu sagen, was mir in dieser Situation die Epistel des Sonntags sagte“, schilderte sie Heller später die Situation. Es war „ein Beweis für die Souveränität der Predigerin, dass sie sich bei ihrer Auslegung des Predigttextes nicht von der für sie und ihre Gemeinde dramatischen Abschiedssituation beherrschen ließ, sondern sich ganz bewusst dem Wort Gottes öffnete und sich von dessen Gedanken leiten ließ“.[[88]](#footnote-88) Aber Bezüge zur aktuellen Lage fehlten wahrlich nicht, als sie unter anderem an ein Jesuswort erinnerte, in „der Gemeinde Jesu Christi gibt es nicht solche, die herrschen und Andere, die dienen. Da gibt es nur noch Dienende“. Oder als sie darauf verwies: „Diesem Herrn gegenüber können wir all unseren offenen und verborgenen Ehrgeiz, all unser Streben nach Einfluß und Macht in der Gemeinde nur bekennen als große Schuld“.[[89]](#footnote-89)

„Betet für mich. – Ich will es auch für Euch tun!“ rief sie ihrer Gemeinde im Betsaal zu. Und jene, die Ohren hatten zu hören, verstanden, griffen sie auf, vernahmen ihre Botschaft und ihr Vermächtnis und handelten danach.[[90]](#footnote-90)

Die letzten Tage im Walsertal und ihren Abschied hatte sich Lydia Schröder „unter diesen Umständen sehr still vorgestellt“. Das entsprach ihrer Überzeugung nach „der inneren Wahrhaftigkeit“. Noch einmal kam es überraschend anders und wiederum ging die Ursache von Gabriel aus. In seiner ablehnenden Haltung ihr gegenüber hatte er es nicht für nötig gehalten, sie über die kurz bevorstehende Grundsteinlegung für die geplante Kirche zu informieren oder sie dazu einzuladen. Auch hatten „Bantels und andere Gemeindeglieder, die Pfarrer G. nahestehen, kein Wort des Bedauerns verloren, daß ich wenige Tage vor der Feier abreiste“.[[91]](#footnote-91)

Diese Abreise verzögerte sich nur durch einen Zufall, wie auch nur zufällig und erst am Tage der Grundsteinlegung selbst bekannt wurde, dass die Einladung Lydia Schröders tatsächlich unterblieben war. Jetzt bedurfte es eines sofortigen herzlichen Einladungsschreibens Oberkirchenrat Schaberts an sie persönlich, das er Gabriel ihr zu überbringen auftrug. Auch gelang es nur noch mittels hastiger Telefonanrufe bei ihr nahestehenden Gemeindemitgliedern, um die festliche Gesellschaft in allerletzter Minute doch noch vollzählig zusammentreten zu lassen.

„Es ist dies alles so schnell und leicht erzählt“, fasste Lydia Schröder die dramatischen Ereignisse des Tages zusammen, „und es waren doch für alle Beteiligten arg schwere Stunden und Entscheidungen“.[[92]](#footnote-92) Gleich nach der Grundsteinlegung, bei der sie auf Bitten Schaberts einen Hammerschlag tat, verließ sie am 21. Juli 1952 das Walsertal.

Nicht für immer, dafür waren ihre Bindungen an die Menschen dort, an ihre Gemeinde, an viele der ihr nahestehenden Protestanten im Tal, an die Schwestern Müller im Sonnegg oder Frau Siepmann im Breitachhaus etwa, doch zu stark. So kehrte sie in späteren Jahren wiederholt, wenn auch selten ins Walsertal zurück, konnte man ihr auf den alten vertrauten Wegen noch einmal begegnen. „Aus dem Dienst an einer Gemeinde kann man ja entlassen werden“, hatte sie Kornacher dazu in einem kühlen Abschiedsbrief erklärt, „aus der Sorge und Fürbitte für sie nicht“.[[93]](#footnote-93)

Wie ernst es ihr damit war und wie bitter nötig für die Gemeinde, zeigte sich noch ein ganzes Jahr später. Im Sommer 1953 entschloss Lydia Schröder sich, ihre Bedenken hintanzustellen, um sich für die Gemeinde im Walsertal „nach mancherlei Zuschriften von den verschiedensten Seiten, auch aus den Kreisen der Kurgäste“ erneut schriftlich an den Münchener Landeskirchenrat zu wenden. „Was die Gemeinde so stark verstört hat“, schrieb sie, sei „das erschütterte Vertrauen zu der Lauterkeit und Aufrichtigkeit dessen, der ihr Seelsorger und der Verkündiger des Wortes der Wahrheit und der Barmherzigkeit ist. Ich glaube, daß ich das ohne Anklage und Bitterkeit sagen kann, auch in der großen Sorge um den, der weiterhin in Oberstdorf das Amt des Pfarrers und Hirten hat, der es tun muß ohne das Vertrauen eines großen Kreises seiner Gemeinde zu haben“.[[94]](#footnote-94)

Das überaus beeindruckende Wirken Lydia Schröders im Walsertal endete in den Julitagen des Sommers 1952 tragisch. Nicht einmal der Ruf des getreuen Heller, der sie zu einem Besuch eingeladen hatte, konnte ihren Schmerz lindern. Sie zog sich allein in den Schwarzwald zurück, um ihre Fassung wiedererlangen zu können.

Allerdings, sogar sie selbst hatte während der vergangenen Jahre in gewisser Weise zu diesem bedrückenden Ende beigetragen. Zwar hatte sie Anderen manchmal zu rasch vertraut und musste erleben, dass sie gegen sie verwandten, was sie selbst ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit vorher mitgeteilt hatte.

Aber daran allein lag es nicht. Viel folgenschwerer wirkte sich ein anderer, ihr Verhalten geradezu prägender Wesenszug aus. Lydia Schröder lehnte es grundsätzlich ab, sich für ihre eigenen Belange einzusetzen oder gar für sie zu kämpfen. Zwar verstand sie es durchaus, sich mit beachtlichen Erfolgen kämpferisch durchzusetzen, gegen nationalsozialistische Lehrer in Baad beispielsweise, gegen die Beschlagnahme ihres Betsaals oder gegen einen Vermieter, der ihr ein Zimmer zwar vermietete, aber nicht zur Verfügung stellte. In solchen Fällen führte sie mit verblüffender Energie wahre Kleinkriege.

Doch was ihre Person selbst betraf, ihre eigenen Belange, so übte sie sich ganz bewusst darin, auf die Geltendmachung eigener Interessen oder gar auf Widerstand zu verzichten. Sie gab immer wieder nach und das regelmäßig zu ihrem eigenen Schaden. Das fiel ihr keineswegs leicht. Im Gegenteil, sie musste sich offenbar selbst dazu anhalten, diesen Weg zu gehen und keinen anderen. Liesel Bruckner flehte sie einmal an: „Bitte denke sehr an mich, daß ich jetzt nicht eigenen Wünschen folge, sondern gehorsam bin.!“[[95]](#footnote-95) Diese Verhaltensweise bot in Konfliktfällen und eben auch dem Naturell Gabriels die breitesten Angriffsflächen, machte es ihm verführerisch leicht. „Du weißt“, schrieb Lydia Schröder im März 1951 an Liesel Bruckner, „ein Kämpfen um irgendwelche Rechte in der Kirche liegt mir absolut nicht. Ich schweige viel lieber und gebe nach, so weit es nur irgend geht“.[[96]](#footnote-96)

Eine Erklärung dafür und zugleich ein Schlüssel zu ihrem Wesen liegt im Bereich ihres Glaubens. Lydia Schröder erhoffte sich auf ihrem Lebensweg Weisung und Führung. Sie erwartete und achtete vor größeren Entscheidungen immer darauf, gerufen zu werden. So war sie fest davon überzeugt, damals in ihr Amt und ins Walsertal gerufen worden zu sein. Die Gewissheit, dort im Namen ihres Schöpfers unterwegs sein zu dürfen, half ihr über jede Schwierigkeit, über alle Engpässe hinweg und verlieh ihr die kaum je erschöpfte Kraft, die ihr Wirken auszeichnete. „Ich bin so dankbar“, erklärte sie Liesel Bruckner, „daß wir mit unserem Amt und unserer Arbeit nicht abhängig sind von Menschen … sondern letztlich nur von dem, der uns gerufen hat. Daß unser Amt und Dienst uns Schmerzen und Not bereitet, gehört ja wohl dazu, so wie es zu seinem Wirken gehört hat. Und ist es nicht vielleicht ein echtes Stück seines Kreuzes, das wir ihm nachtragen dürfen, gerade wir Frauen im Dienst der Verkündigung seines Wortes? Darum wollen wir nicht dagegen kämpfen … sondern immer wieder neu darum bitten, daß er uns an den rechten Platz stelle“.[[97]](#footnote-97)

Mit diesen Worten gelangte der Kern des Geschehens an den Tag. Lydia Schröder verstand ihr Wirken im Walsertal als bewusst gelebte Nachfolge Christi. Und wie bei ihrem großen Vorbild endete es in einer scheinbaren Katastrophe, die in Wirklichkeit nichts anderes war als ein überwältigender Sieg. Niemand hatte sich für den Bau einer protestantischen Kirche im Walsertal mit auch nur ähnlich überzeugender Nachhaltigkeit und Kraft eingesetzt wie sie, niemand dessen Notwendigkeit von Anfang an erkannt, niemand so schwer unter ihm gelitten. Und jahrelang hatte sie mit diesem Vorhaben ganz allein gestanden. „Seit Monaten setze ich“, hatte sie schon im Frühjahr 1951 an Liesel Bruckner geschrieben, „alle Kraft und Zeit daran, für den Kirchbau zu werben, zu sammeln, zu schreiben und zu arbeiten. Ich habe kaum mehr Zeit für ein Privatleben“.

Damit war sie nicht einmal in ihrem engsten Kreis auf Verständnis gestoßen. Pfarrer Gabriel, flocht sie ihrem Schreiben an, „schalt mich mehrmals wegen meines ‚Kirchbaukomplexes‘“.[[98]](#footnote-98) Tatsächlich war es bis kurz vor Baubeginn „nur meine Sache gewesen, das Geld für den Bau aufzubringen“. Auch „all das andere, was an Werbung dahintersteht, hat mir Gabriel und die Landeskirche getrost ganz allein überlassen“, berichtete sie Liesel Bruckner.[[99]](#footnote-99) Das wusste auch Heller. „Jeder, der die Verhältnisse nur einigermaßen kennt, weiss, dass alle Arbeit im Tal von Ihnen aufgebaut wurde und insonderheit die Vorarbeiten zu dem Kapellenbau noch völlig in den allerersten Anfängen stecken würden, wenn Sie nicht so tatkräftig alles in die Hand genommen hätten“.[[100]](#footnote-100)

Im Frühjahr 1951 schon hatte Lydia Schröder Gabriel gegenüber die Bemerkung gemacht, ihr wie ihm liege „doch nur daran, daß auch hier im Walsertal Christus verkündigt wird“. Nichts weniger als das hatte sie überaus eindrucksvoll bewiesen und in die Tat umsetzen können. Als Zeugnis ihres Wirkens hinterließ sie ihrer Gemeinde im Walsertal am Tage ihres Abschieds in Gestalt des entstehenden eigenen Gotteshauses das denkbar kostbarste, ein unvergängliches Erbe.

Ihre Glaubenskraft half ihr schließlich auch, die bitteren Ereignisse des Sommers 1952 zu bewältigen. Ich darf „in diesem Weg vom Walsertal ins Wuppertal die Führung dessen erfahren, der uns selbst in unserem Dienst an den rechten Platz stellen will“, erläuterte sie den bayerischen Vikarinnen und Mitschwestern in einem späteren Brief.[[101]](#footnote-101)

Ich weiß, vertraute sie Liesel Bruckner an, „daß nicht Menschen, sondern Gott mich geführt“ hat.

1. Daumiller an Schröder, 1.8.1949, LAELKB KD München 2.2.0004-5419 [↑](#footnote-ref-1)
2. Lydia Schröder an Daumiller, 19.7.1950, LAELKB KDM 2.2.0004-5419 [↑](#footnote-ref-2)
3. Der Oberstdorfer Kirchenvorstand hatte am 14. März 1949 zustimmend Kenntnis von der bevorstehenden Gründung des Vereins genommen, Pfarrer Gabriel benannte Dr. Rosenberger als Vorsitzenden. Dem Vereinsvorstand gehörten neben Dr. Rosenberger als Vorsitzender Albert Bantel als Schriftführer und Eberhard Lucius als Kassenwart an. PAO 22, S. 117 [↑](#footnote-ref-3)
4. Daumiller an LKR, 8./9. 9.1950, LAELKB KD München 2.2.0004-5419 [↑](#footnote-ref-4)
5. Lydia Schröder an LKR, 29.9.1950, LAELKB PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-5)
6. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 20.9.1950, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-6)
7. Auf den in allen Quellen immer erneut angeführten akademischen Titel des Oberkirchenrats Lizentiat Schmidt wird im folgenden wie üblich bei akademischen Titeln verzichtet. [↑](#footnote-ref-7)
8. Landeskirchenrat an Kornacher, 8.11.1950, LAELKB, PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-8)
9. Nach dem Zeugnis Lydia Schröders war im Landeskirchenrat in diese Grundsatzfrage schon längst Bewegung gekommen. Dazu der aufschlußreiche Beitrag von Zeiß-Horbach, A.: Mitarbeit im geistlichen Amt? a.a.O., S. 308ff.

Anfang Juni 1951, so berichtet Lydia Schröder an Liesel Bruckner, habe OKR Schmidt ihr zugesagt: ‚Ich ordne Ihre Angelegenheit jetzt endgültig, daß Sie im Walsertal bleiben. Wenn wir auch Vikarinnen nicht gern an so exponierten Stellen haben, so ist doch Gesundheit eine höhere Macht, der wir uns beugen wollen‘. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 1.9. 1952, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-9)
10. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 6.3.1951, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-10)
11. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 6.3.1951, ebendort [↑](#footnote-ref-11)
12. Kornacher an Heller, o.D. (Oktober 1943), PAO 33 [↑](#footnote-ref-12)
13. Zeiß-Horbach, A.: Mitarbeit im geistlichen Amt, a.a.O., S. 307ff. [↑](#footnote-ref-13)
14. Ihre Schwächen bestanden vor allem darin, dass sie viele überkommene, die Vikarinnen benachteiligende Regelungen beibehalten hatte. Dazu gehörte etwa deren Unterordnung unter den Pfarrer, dessen Weisungsbefugnis, die Verweigerung der Sakramentsverwaltung, die Beschränkung zentraler Tätigkeiten wie der Predigt nur für Frauen und Kinder und anderes mehr. Auch rechtlich waren Vikarinnen keineswegs gleichgestellt, hatten wirtschaftliche Nachteile wie etwa geringere Bezahlung ebenso zu ertragen wie jederzeitige Versetzbarkeit und ähnliches. Zum Vikarinnengesetz im einzelnen Zeiß-Horbach, A.: Evangelische Kirche und Frauenordination, Historisch-theologische Genderforschung Band 8, Leipzig 2017, S. 95ff. [↑](#footnote-ref-14)
15. 15 Ebendort, S. 56. [↑](#footnote-ref-15)
16. Ebendort, S. 58. [↑](#footnote-ref-16)
17. Zitiert nach Zeiß-Horbach, A.: Mitarbeit im geistlichen Amt, a.a.O., S. 311 Anm. [↑](#footnote-ref-17)
18. Dazu Zeiß-Horbach, A.: Evangelische Kirche und Frauenordination, a.a.O., S. 358ff [↑](#footnote-ref-18)
19. Ebendort, S. 366. [↑](#footnote-ref-19)
20. Gabriel an LKR, 7.1.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-20)
21. Zu dessen Art und Umfang äusserte sie im März 1951 kurz, ganz neben allen Belastungen durch den geplanten Kirchbau sei „die Aufbauarbeit in unserer so jungen und von überall her zusammengelaufenen Gemeinde eine psychische und physische Anstrengung“. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 6.3.1951, LAELKB, Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-21)
22. Aktennotiz Schmidt, 27.5. 1952, LAELKB PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-22)
23. Er „ersucht mich dienstlich“, berichtete Lydia Schröder Ende Juli in einem Brief an Liesel Bruckner, das Gebet um Sündenvergebung, den Bibelspruch, der von der Vergebung handelt, und den Lobvers, mit dem die Gemeinde dankt, wegzulassen … und am Schluß ein anderes Segenswort zu verwenden als den aaronitischen Segen. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 24.7.1951, LAELKB, Vereine III/30 Nr.1 [↑](#footnote-ref-23)
24. Lydia Schröder an Gabriel, 15.3. 1951, PAO 33 [↑](#footnote-ref-24)
25. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 16.3.1951, LAELKB, Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-25)
26. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 19.3.1951, LAELKB, Vereine III/30 Nr. 1 [↑](#footnote-ref-26)
27. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 24.7.1951, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-27)
28. Lydia Schröder an Heller, 10.8.1951, Privatarchiv Heller, Göttingen. [↑](#footnote-ref-28)
29. Lydia Schröder an Heller, 31.5.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-29)
30. Pbuch 28.7. 1951, PAO 22 [↑](#footnote-ref-30)
31. Lydia Schröder an Heller, 10.8. 1951, Privatarchiv Heller, Göttingen [↑](#footnote-ref-31)
32. Gabriel an LKR, 7.1.1952, PAO 33 [↑](#footnote-ref-32)
33. Ebendort [↑](#footnote-ref-33)
34. Rosenberger stand der Oberstdorfer Christuskirche von ihren Anfängen an nahe, hatte wohl an ihrer Gründung teilgenommen. Später war er im Kirchenkampf Kirchenältester in Berlin-Steglitz und Sprecher der Bekennenden Kirche in der Brandenburgischen Provinzialsynode geworden. [↑](#footnote-ref-34)
35. Rosenberger an Kirchenbauverein und Kirchenvorstand, Trinitatis 1952, LAELKB, LKR 52727 [↑](#footnote-ref-35)
36. Stingele an Rosenberger. 29.11.1951; Heller an Lydia Schröder, 23.5.1952, Privatarchiv Heller, Göttingen. Heller kannte den Brief Stingeles anfangs nicht, schlug aber vor, falls darin neben dem Vorwurf des Separatismus „noch mehr solch unmögliches Zeug stehen“ sollte, zur Wahrung von Rechtspositionen eine kirchliche Vertrauensstelle anzurufen. Vikarin Clauß, eine Schwester Lydia Schröders, wollte dagegen sofort eine Beleidigungsklage einreichen. [↑](#footnote-ref-36)
37. Gabriel an LKR, 4.2.1952, PAO 33 [↑](#footnote-ref-37)
38. Lydia Schröder an Maria Weigle, 13.12.1951, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-38)
39. Ebendort [↑](#footnote-ref-39)
40. Gabriel an Landeskirchenrat, 7.1.1952, PAO 33 [↑](#footnote-ref-40)
41. Ebendort [↑](#footnote-ref-41)
42. Gabriel an LKR/Dekanat Kempten, 2.2.1952, PAO 33 [↑](#footnote-ref-42)
43. Auf mehrfache ausdrückliche Befragung durch Kornacher hin distanzierten sich sowohl Lydia Schröder wie Rosenberger unabhängig voneinander ganz entschieden dagegen, mit einem solchen Vorhaben jemals etwas zu tun gehabt, nicht einmal etwas davon geahnt zu haben. Vielmehr gehe das auf die Anschuldigungen zurück, schrieb Lydia Schröder an Heller, „die Herr Stingele vor einer Mitgliederversammlung mündlich gegen Dr. Rosenberger und vor allem gegen mich ausgestreut hat, nach dieser Versammlung schriftlich“. Gabriel habe vor der Sitzung davon gewusst, sie aber nicht darüber informiert. Lydia Schröder an Heller, 31.5.1952, Privatarchiv Heller, Göttingen [↑](#footnote-ref-43)
44. Diesem Vorwurf widersprach Lydias Schröder in einem Brief an Kornacher ganz entschieden und fügte hinzu: „Das hätte ich auch niemals gekonnt“. Lydia Schröder an Kornacher, 27.5.1952, LAELKB PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-44)
45. Gabriel an LKR/Dekanat Kempten, 2.2.1952, PAO 33 [↑](#footnote-ref-45)
46. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 29.2.1952, LAELKB Vereine III/30 1, an Heller 31.5.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-46)
47. Pbuch 28.2.1952, PAO 22 [↑](#footnote-ref-47)
48. Nach Lydia Schröders Erfahrung handelte es sich hier um ein Grundsatzproblem im Kirchenvorstand. Gabriel besitze nicht die Fähigkeit, mit Anderen zusammenzuarbeiten, erklärte sie OKR Schmidt. „Er entscheide alles selber und besitze eine große Gewandtheit, das in Sitzungen durchzudrücken. Das gehe soweit, daß auch Sitzungsteilnehmer sich überfahren fühlten; erst nachträglich käme denen, die anderer Meinung sind, zu Bewußtsein, was sie für Gründe gegenüber den Argumenten von Gabriel vorbringen könnten“. Aktennotiz Schmidt, 27.5.1952, LAELKB PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-48)
49. „Besonders Herr Stingele“, hebt das Protokoll hervor, „weist in prinzipiellen Darlegungen auf die Tatsache hin, daß der geplante Bau den besonderen Ansprüchen der Berglandschaft und den Erfordernissen des evangelischen Gottesdienstes der Orts- und Kurgemeinde entspreche und daß die Walsertaler Gemeindeglieder weithin schon eine starke innere Beziehung zu dem Gsaenger’schen Bau hätten“. Pbuch 28.2.1952, PAO 22 [↑](#footnote-ref-49)
50. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 14.5.1952, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-50)
51. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 29.2.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-51)
52. Beide Schreiben sind nicht erhalten. [↑](#footnote-ref-52)
53. Gabriel an Lydia Schröder, 30.4.1952, LAELKB, PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-53)
54. Gabriel an Kornacher, 6.5.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-54)
55. Zeiß-Horbach, A.: Mitarbeit im geistlichen Amt, a.a.O., S. 322 [↑](#footnote-ref-55)
56. Schmidt an Lydia Schröder, 9.5.1952, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-56)
57. Kornacher zog sich von jetzt an vollkommen von Lydia Schröder zurück. Er habe, bemerkte sie Mitte Juni, „in dieser ganzen Angelegenheit meiner Abberufung weder mir noch Müller (Sonnegg) auf meinen Brief geantwortet oder überhaupt sich geäußert“. Lydia Schröder an Heller, 16.6.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-57)
58. Heller an Lydia Schröder, 23.5.1952, Privatarchiv Heller, Göttingen [↑](#footnote-ref-58)
59. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 1.9.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-59)
60. Lydia Schröder an Heller, 31.5.1952, Privatarchiv Heller, Göttingen [↑](#footnote-ref-60)
61. Heller an Lydia Schröder, 23.5.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-61)
62. Dafür hatten sie und einige andere Frauen zur Überraschung Rosenbergs in zwei Jahren 30 000 Mark zusammengebracht. [↑](#footnote-ref-62)
63. Heller an Lydia Schröder, 23.5.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-63)
64. Dazu gehörte neben Bankdirektor Müller eine der beiden Schwestern Müller, Besitzerinnen des Sonnegg sowie Frau Dr. Schultze und Sohn aus Mittelberg. Molineus musste krankheitshalber auf die Teilnahme verzichten. [↑](#footnote-ref-64)
65. Müller, Hochgebirgskinderheim Sonnegg an Kornacher, 27.5.1952, LAELKB PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-65)
66. Lydia Schröder an Maria Weigle, 6.6.1952, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-66)
67. Kornacher an Schmidt, LAELKB, PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-67)
68. Es lag Lydia Schröder in keiner Weise, sich hier nachhaltig für ihre Sache einzusetzen. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 16.3.1951, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-68)
69. Heller an Lydia Schröder, 23.5.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-69)
70. Lydia Schröder an Maria Weigle, 6.6.1952, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-70)
71. Lydia Schröder an Heller, 31.5.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-71)
72. Lydia Schröder an Kornacher, 27.5.1952, LAELKB PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-72)
73. Clauß an Heller, 17.5.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-73)
74. Müller, Hochgebirgskinderheim Sonnegg an Kornacher, 27.5.1952, LAELKB PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-74)
75. Kornacher an Schmidt, 30.5.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-75)
76. Lydia Schröder an Heller, 31.5.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-76)
77. Lydia Schröder an Maria Weigle, 6.6.1952, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-77)
78. Nur ein paar Tage nach München „wurde schon am Mittwoch von Herrn Bantel und am Donnerstag von Engels mir der Vorwurf gemacht, ja ich wurde direkt darüber zur Rede gestellt, daß ich mit Gemeindegliedern nach München gefahren sei, um die Verwirklichung des geplanten Kirchbaus zu hindern“, berichtete Lydia Schröder. Lydia Schröder an Heller, 31.5.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-78)
79. Lydia Schröder an Maria Weigle, 6.6.1952, LAELKB, Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-79)
80. Lydia Schröder an Heller, 30.8.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-80)
81. Lydia Schröder an Heller, 16.6.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-81)
82. Ebendort [↑](#footnote-ref-82)
83. Lydia Schröder an Heller, 30.8.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-83)
84. Ebendort [↑](#footnote-ref-84)
85. Heller an Lydia Schröder, 17.6.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-85)
86. Ebendort [↑](#footnote-ref-86)
87. Abschieds-Andacht, 29.6.1952, ebendort. Eine Schilderung dazu aus theologischer Sicht in Zeiss-Horbach, A.: Von der befreienden Kraft Gottes, a.a.O., S. 126ff, Mitarbeit im geistlichen Amt? a.a.O., S. 330 [↑](#footnote-ref-87)
88. Dieselbe: Von der befreienden Kraft Gottes, a.a.O., S. 128 [↑](#footnote-ref-88)
89. Abschieds-Andacht, 29.6.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-89)
90. Es sprach für sich, dass Gemeindemitglieder später darauf drängten, den Text dieser Predigt im Druck vervielfältigen und erscheinen zu lassen [↑](#footnote-ref-90)
91. Lydia Schröder an Heller, 30.8.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-91)
92. Lydia Schröder an Heller, 30.8.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-92)
93. Lydia Schröder an Kornacher, 27.5.1952, LAELKB PA 4576/3 [↑](#footnote-ref-93)
94. Lydia Schröder an OKR Schmidt, 9.7.1953, LAELKB LKR 52727 [↑](#footnote-ref-94)
95. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 14.5.1952, LAELKB Vereine III/30 1 [↑](#footnote-ref-95)
96. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 16.3.1951, ebendort [↑](#footnote-ref-96)
97. Ebendort [↑](#footnote-ref-97)
98. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 6.3.1951, ebendort [↑](#footnote-ref-98)
99. Lydia Schröder an Liesel Bruckner, 1.9.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-99)
100. Heller an Lydia Schröder, 23.5.1952, Privatarchiv Heller Göttingen [↑](#footnote-ref-100)
101. Lydia Schröder an bayerische Vikarinnen, 15.11.1952, ebendort [↑](#footnote-ref-101)